Pr. 508 i

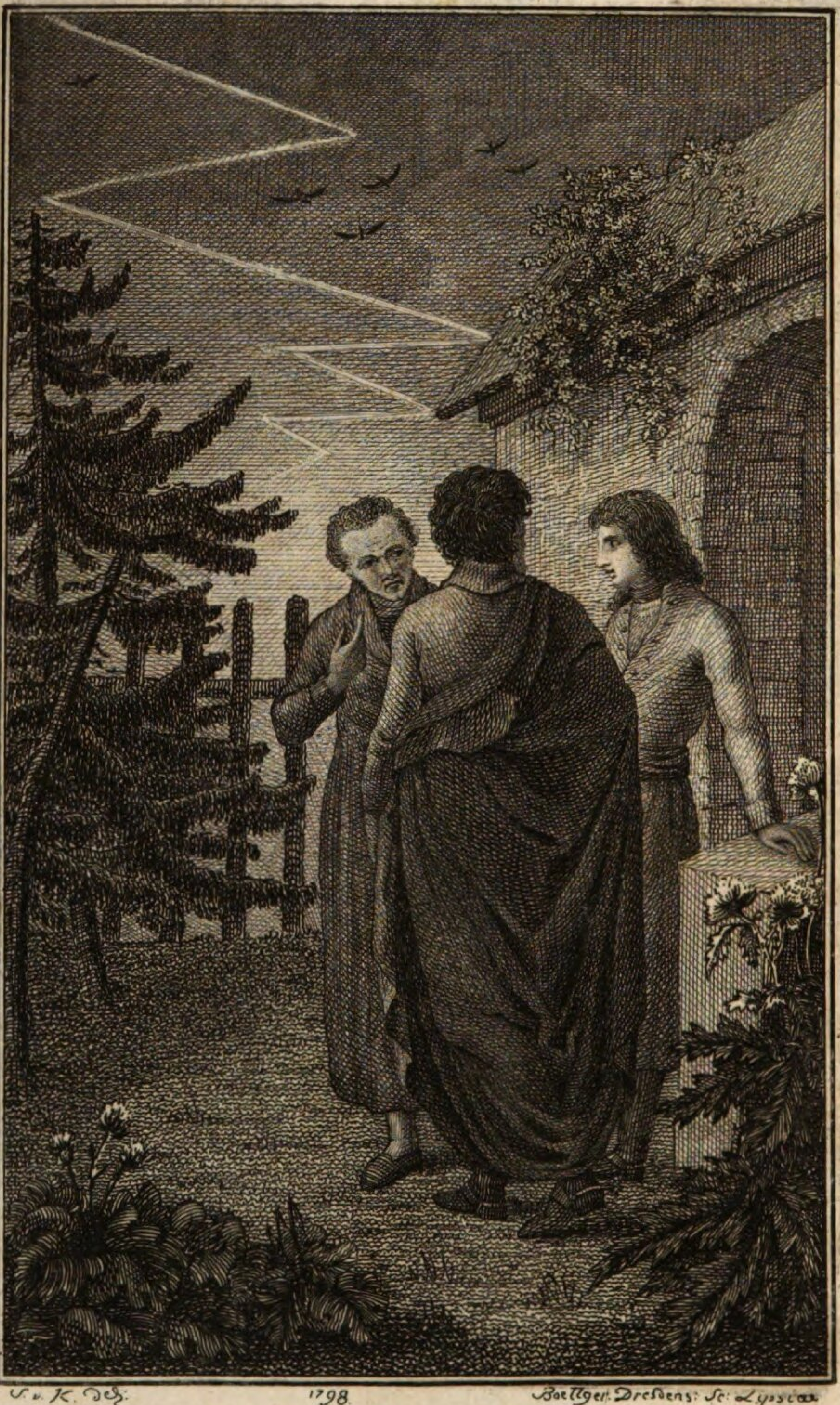
Gesner

Altahae Superiori comparauit *Beda Abbas*.
anno 1800.

Philos. Ethica popul. 2223.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



S. v. K. del. 1798 Boettger. Dresdens: Sc: Lipsiae

Theorie der guten Gesellschaft.

= J. A. W. Gesner

Vom
Verfasser der Morgengespräche zweyer Freunde über die Rechte der Vernunft in Rücksicht auf Offenbarung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ἐσθλῶν μὲν γὰρ ἀπ᾽ ἐσθλὰ διδάξεαι· ἢν δὲ κακοῖσι
Συμμιγέῃς, ἀπολεῖς καὶ τὸν ἐόντα νόον.

Biblioth. Oberaltac.

Leipzig,
bey Georg August Grieshammer.
1798.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Wahrheit

gewidmet

von

ihrem innigsten Verehrer.

BI… CA
MON… SIS

Vorrede.

Der Trieb zur Geselligkeit ist einer der thätigsten in der Natur des Menschen. Er ist wirksam im rohen, und noch mehr im gebildetern Menschen, weil er bey diesem weit mehr Stoff und Unter-

stützung findet. Er allein schon macht, daß ein beträchtlicher Theil des Lebens dem Menschen im gesellschaftlichen Umgange verfließt. Dieser Umgang aber hat einen sehr entscheidenden Einfluß auf die Glückseligkeit und Moralität, und auf die ganze Cultur des Menschen. Er steht folglich in sehr genauer Beziehung mit den wichtigsten und höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Er kann in gleichem Grade das wirksamste Beförderungsmittel, und das stärkste Hinderniß derselben werden. Es ist also für jeden Menschen eine Sache von nicht geringer Wichtigkeit, jenem Triebe eine gute und nach richtigen Grundsätzen der Vernunft bestimmte Richtung zu geben, und es ist Pflicht des Philosophen — dessen Beruf es fordert, das Ziel der Ent-

wickelung der mannichfaltigen Kräfte und Anlagen, so wie der gesammten Thätigkeit des Menschen zu bestimmen, und ihn nach demselben hinzuleiten — ihm diese Richtung vorzuzeichnen.

Es scheint mir aber hierbey vornehmlich auf viererley Punkte anzukommen.

Erstlich: Daß der Mensch den großen Einfluß der Gesellschaft auf sein Wohl und Weh, auf sein ganzes Seyn und Handeln, vorzüglich in Beziehung auf den höchsten Zweck seines Daseyns, so weit es hier nöthig und zweckmäßig ist, einleuchtend erkenne.

Zweytens: Daß er in den Stand gesetzt werde, den Werth und die Vor-

züge des Menschen, sowohl an und für sich selbst, als in Vergleichung mit andern Menschen, richtig zu beurtheilen, hiernach den Werth der Gesellschaften gehörig zu schätzen, und seine Wahl unter denselben einzurichten.

Drittens: Daß er von den Zwecken der Gesellschaft, so wie die Vernunft sie vorschreibt oder gestattet, oder so wie sie dem höchsten Ziel seines Lebens theils beförderlich, theils doch nicht hinderlich sind, hinlänglich unterrichtet sey.

Viertens: Daß er die besondern Regeln kenne, die ihn bey der Wahl seiner Gesellschaft, wenn sie ihm recht vortheilhaft und auf keine Weise nachtheilig werden soll, leiten müssen.

Nach diesem Plane ist nun die nachstehende Schrift entworfen; und wenn die Ausführung desselben mir nicht ganz mißlungen ist: so darf ich mir schmeicheln, keine ganz unnütze oder überflüssige Arbeit unternommen zu haben.

Deutschland besitzt bereits drey vortreffliche allgemein bekannte Werke, die einen reichen Schatz der beherzenswerthesten Gedanken und Lehren über die Gesellschaft enthalten: Zimmermanns Werk über die Einsamkeit, das von Knigge über den Umgang mit Menschen, und Garve's unlängst erschienenes, und noch nicht völlig beendetes Werk über Gesellschaft und Einsamkeit. Allein der Kenner wird auf den ersten Blick unterscheiden, daß der Plan von allen diesen

Schriften von dem eben dargelegten ganz verschieden ist; und ich wage es also, obgleich nicht ohne sehr gerechte Schüchternheit, dieses kleine Buch nach jenen berühmten Werken auftreten zu lassen.

Der Zweck desselben ist groß und vielumfassend, und wenn ich ihn nur zu einem ganz kleinen Theil erreiche, so werde ich meine Mühe schon für überflüssig belohnt halten.

Ich habe freymüthig gesagt, was ich nach strenger und gewissenhafter Ueberlegung als wahr und nöthig fand. Die Liebe zur Wahrheit ist selten gemacht, sich Freunde zu erwerben, und ein großer Theil von Menschen ist immer geneigt, seine gutmeinende Wohl-

thäterin ins Angesicht zu schlagen, wenn sie ihnen ihre Thorheiten, ihre Vorurtheile und Mängel in ihrer unverschleyerten Blöße zeigt. Aber die Wahrheit, so wie die Tugend, ist weit über die mächtigsten und angesehensten Menschen erhaben, und wer jener dienen will, darf diese nicht scheuen. Das ist Pflicht des Gelehrten, und Schande dem, der, um die Gunst der Menschen, besonders der Mächtigen zu erschleichen, die Waffen gegen die Wahrheit ergreift, oder sich auch nur furchtsam und lässig zu ihrem Dienste zeigt. Die Würde seines schönen Berufs verschwindet, und er hat seinen verächtlichen Lohn dahin. Ich thue, wenn's seyn soll, gerne Verzicht auf die Gunst gewöhnlicher, obgleich umräucherter Menschen; wenn

nur edle denkende Freunde des Wahren und Guten mir nicht ganz ihren Beyfall versagen, und wenn durch mich diesem Wahren und Guten nur ein, sey's auch nur ganz kleiner Dienst geschieht.

Johann Anton Wilhelm Geßner.

Erstes Kapitel.

Ueber den Einfluß der Gesellschaft auf das menschliche Gemüth überhaupt.

Es giebt im Menschenleben so manche Dinge, die, ihrer Wichtigkeit halber, unsrer ganzen Aufmerksamkeit würdig sind, und die man doch aus mancherley Ursachen insgemein so wenig beherziget, daß man nicht einmal daran denkt, sich richtige Begriffe davon zu verschaffen. Unter diese gehört unstreitig auch der gesellschaftliche Umgang. Nichts ist, besonders in den höhern Ständen, gewöhnlicher, als von guter und schlechter Gesellschaft zu reden. „Fliehet schlechte Gesellschaft!“ ruft die besorgte Mutter ihren heran wachsenden Söhnen zu; „ein junger Mensch ist verloren, der sich in schlechter Gesellschaft gefällt!“ — „Wer sich in H*** aufhält,“ versichert jemand, „muß

Zutritt suchen in dem Hause des Herrn von O***, der stets einen auserlesenen Zirkel um sich versammelt, und auch in M—s Hause findet man die beste Gesellschaft.“ Und doch fällt es sehr selten jemanden ein, auch nur einen Augenblick zu überlegen, was er sich bey dem Ausdruck: gute Gesellschaft — eigenthümlich wohl zu denken habe. — —

Man hat indeß gewiß vollkommen Recht, wenn man gute Gesellschaft sucht, und sie der schlechten vorzieht; und vorzüglich nothwendig ist es, sie der Jugend anzupreisen. Die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, deren Umgang wir genießen, haben einen unläugbaren überaus starken Einfluß auf die unsrigen; sie theilen sich unvermerkt mit, gleich epidemischen Krankheiten, und der Ausspruch der alten Griechen ist der Wiederhall eines jeglichen Jahrhunderts: Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, der, unbekannt mit den Fallstricken der großen Welt und getäuscht durch ihre einnehmende Außenseite, in schlechten Gesellschaften dem Verderben entgegeneilte, und mit allen seinen vortrefflichen Anlagen für die menschliche Gesellschaft verloren gieng, hat mit Reue und Schmerz die Wahrheit dieses alten Satzes erfahren.

Es ist aber gar nicht erforderlich, daß diejenigen, mit denen wir umgehen, sich eben feiner Kunstgriffe bedienen, um ihre Denk- und Handlungsweise auf uns überzutragen: sie geht durch einen natürlichen Mechanismus unsers Gemüths von selbst auf uns herüber. Die Eindrücke, Vorstellungen, Begriffe und Urtheile, die am häufigsten in unserm Bewußtseyn vorkommen, gewinnen nämlich vermöge eines natürlichen Gesetzes unsers Geistes einen sehr hervorstechenden Grad von Deutlichkeit und Stärke. Sie werden dadurch gleichsam der gesetzgebende Theil in dem Reiche unserer Ideen und Gefühle; alle übrige Eindrücke und Vorstellungen ordnen sich ihnen unter, und nehmen ihre Gestalt an: und so werden sie die Bestimmerinnen unsers Denk- und Gefühlvermögens, und folglich unsers Charakters so wohl in theoretischer als praktischer Hinsicht *). Natürlich daher,

---

*) So wenig ich sonst, außer den Fällen, wo der Gegenstand es wirklich erfordert, von Citaten halte, die blos zum Behuf der prahlerischen Eitelkeit eines Schriftstellers den Leser auf eine eben so unangenehme als unnütze Weise unterbrechen: so kann ich mich doch nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit auf ein Buch hinzuweisen, das, meiner Einsicht nach, nicht allein von Philosophen und Dichtern, als für welche es ganz eigentlich gehört, sondern auch von jedem andern,

daß die Vorstellungen, Urtheile und Gefühle, die den Personen von unserm Umgange eigen sind, weil wir sie beständig wahrnehmen, auch uns nach und nach gewöhnlich werden, und endlich, wenn ihnen nicht besondere Hindernisse entgegen wirken, einen Grad von Stärke erhalten, der unsern ganzen Charakter bestimmt.

Man tritt aber entweder mit schon bestimmten Grundsätzen und Gefühlen in seine künftige Gesellschaft ein, oder nicht. Im ersten Falle sind schon herrschende Vorstellungen, Neigungen und Empfindungsarten in unserm Gemüthe vorhanden, an denen, vermöge ihres Uebergewichts, die unserer Gesellschaft eigene Art zu denken und zu empfinden, wenn sie ihnen entgegengesetzt ist, einen Gegner findet, der sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen läßt. Die Vorstellungen und Urtheile unserer Gesellschaft werden Anfangs mit Mißbilligung verworfen, und die unsrigen behaupten sich

---

für den die Kenntniß seines Geistes und der empirischen Wirkungsart desselben keine gleichgültige Sache ist, mit der größten Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient. Dies Buch, das, wie selten eins, den Leser lohnt, ist von dem Engländer D. Alexander Gerard, und führt den Titel: Ueber das Genie. Unser vortrefflicher Garve hat es ins Deutsche übersetzt.

nach Maßgabe der besondern Umstände eine längere oder kürzere Zeit in dem einmal erworbenen Besitze der Herrschaft über unser Gemüth, ja wir suchen vielleicht, wenn unser Geist thätig und zum Selbstdenken geneigt oder gewöhnt ist, alle ersinnliche Gründe auf, um den Vorzug und die Gültigkeit derselben außer allen Zweifel zu setzen. Allein unser Eifer, unsere bisherigen Vorstellungen und Urtheile uns gegenwärtig zu erhalten und zu vertheidigen, durch nichts von außen her unterstützt, kann es auf die Dauer schwerlich gegen diejenigen, die durch unsern Umgang unablässig auf uns eindringen, aushalten; er ermattet endlich: jene treten allmählig in den Hintergrund des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, und nehmen gleichsam die Gestalt alter guten Bekannten an, von deren Umgang uns eine weite Entfernung und ein langer Zeitraum trennt; diese hingegen gewinnen dadurch einen freyern Spielraum, und theils das geheime Verlangen, der beschwerlichen Mühe, die unsrigen zu vertheidigen, überhoben zu seyn, theils der Wunsch, die Hindernisse, die durch den Zwiespalt in der Art zu denken unserer vollkommenen Annäherung an unsere Gesellschaft und dem dadurch allein möglichen vollkommenen gesellschaftlichen Genuß im Wege stehen, wegzuräumen, bestimmt uns endlich, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken; wir übersehen diejenigen Seiten

derselben, die unsern Meinungen entgegen stehen, oder kehren sie, uns selber täuschend, weg, und suchen dagegen diejenigen auf, von denen sie sich uns am vortheilhaftesten zeigen, und mit den unsrigen am wenigsten im Widerspruche stehen.

Noch weit leichter geht die Denkart der Personen, mit welchen wir umgehen, in Beziehung auf solche Gegenstände auf uns über, die nicht auffallend und wichtig genug sind, um unsre Aufmerksamkeit rege zu machen, und uns zum Nachdenken über sie zu reizen, und die demohngeachtet nicht ohne oft wichtigen Einfluß auf unsre Denk- und Sinnesart sind.

Nehmen wir Rücksicht auf die Gefühle dieser Klasse von Menschen, so werden sie, weil sie schon eine bestimmte Richtung haben, gleichfalls schwer und nur allmählig sich umändern lassen. Allein der Mangel an Gelegenheit, sie anders als durch die Einbildungskraft zu erhalten und zu nähren, eine gewisse dadurch in uns entstehende peinliche Leere, das unserm Gefühlvermögen natürliche Streben nach Thätigkeit, die Abwesenheit der Gegenstände, die es vorhin beschäftigten, der Mangel an uns so sehr zum Bedürfniß gereichenden Theilnehmern an unsern Gefühlen — das alles zusammen vereinigt wird

jene Menschen über lang oder kurz geneigt machen, an derjenigen Art von Genuß Theil zu nehmen, der das Vergnügen ihrer Gesellschafter macht: endlich werden sie sogar selbst Geschmack daran finden. Und so wird sich ihnen auch jede andere Art zu fühlen, die ihren Gesellschaftern eigen ist, auf gewisse Weise mittheilen.

Alexander der Eroberer, gewöhnlich der Große genannt, ein Titel, der in der Geschichte oft nichts anders als einen gekrönten Räuber bedeutet, war von Jugend auf an eine einfache männliche Lebensart gewöhnt. Die Natur, die sich von dem Glück, das ihn auf den macedonischen Königsthron setzte, nicht übertreffen lassen wollte, hatte ihn mit einem großen Geiste ausgestattet, und die ersten Erzieher seiner Zeit hatten, den Punkt der Ehre ausgenommen, welche vernachlässigte Seite so vielen Völkern zum Verderben und ihm selbst zur größten Schande gereichte, nichts versäumt, diesen Geist aufs beste auszubilden. Mit Verachtung wies er daher bey seinem Eintritt in Asien die leckerhaften Speisen und die Köche zurück, die eine asiatische Fürstinn ihm beym Durchzug durch ihr Gebiet anbieten ließ. „Die beste Kochkunst,“ sagte er, „ist die, welche mein Hofmeister Leonidas mich gelehret hat. Nach dieser muß man des Morgens arbeiten, um Lust zum Essen

zu bekommen, und des Mittags eine mäßige Mahlzeit halten, um auch für das Abendessen nicht ohne Hunger zu seyn.“ Er unterschied sich in seiner Kleidung, Lebensart und anspruchlosem Betragen von seinen Kriegern so wenig, daß man ihn unter der Menge kaum würde heraus gefunden haben, wenn sein hoher thatenfähiger Geist, der aus seinem Blicke hervor leuchtete, ihn nicht als ihren König ausgezeichnet hätte. Die Lebensart und Sitten der Perser waren den seinigen ganz entgegengesetzt: diese natürlich, einfach, ungekünstelt, geschickt den Geist und Körper zu stärken und für ihre Verrichtungen tüchtig zu erhalten: jene unnatürlich, zusammengesetzt, erkünstelt, prächtig, wollüstig, die Sinne kitzelnd und Geist und Körper tödtend. Alexander widerstand ihnen lange. Seine vernünftigen Grundsätze, und seine einfachen natürlichen Sitten, erzeugt in dem Lande der Musen, gesäugt an dem Busen der griechischen Philosophie und an ihrer Hand zur männlichen Stärke geleitet, siegten über die Thorheiten und Wollüste der Asiaten, wie die griechischen Waffen über die asiatischen Heere. Aber in die Länge harrte er nicht aus. Er entbehrte des Umgangs mit den Musen zu lange, um unter dem steten Waffengeräusch nicht eine unbändige und barbarische Sinnesart anzunehmen; er war zu lange aus Griechenland

entfernt, um nicht die Sitten desselben zu vergessen, und er sah die asiatische Weichlichkeit zu viel, um sich nicht an ihren Anblick zu gewöhnen, und ihr endlich selbst Geschmack abzugewinnen. Und siehe! der edle Grieche wurde der ausschweifendste Wollüstling, nachdem er zuvor ein roher Barbar geworden war.

Wenn aber schon Menschen von bereits bestimmten Grundsätzen und Gefühlen der Macht des Einflusses ihrer Gesellschaft auf ihren Verstand und Herz unterworfen sind, so werden diejenigen noch viel mehr in diesem Falle seyn, bey denen weder der eine noch das andere zur Zeit ihres Eintritts in eine Gesellschaft eine bestimmte Richtung hat. Das Gemüth dieser Menschen ist ein unbebautes Land, das in seinem Schooße jeglichen Saamen gedeihen läßt, den der Zufall durch ihre Gesellschaft in dasselbe auszustreuen beliebt. Ein Mensch von dieser Klasse wird über Gut und Böse, Recht und Unrecht, über Ehre und Schande, über den Werth und Unwerth der Dinge in kurzer Zeit eben so urtheilen, wie die, mit welchen er umgeht; er wird sich eben so bald an die ihnen eigne Art des Genusses und an ihre Art sich zu betragen und zu handeln gewöhnen; er wird, mit einem Worte, in weniger Zeit das treue Bild seiner Gesellschafter seyn: denn was

sollte den durch dieselben auf ihn unaufhörlich gemachten Eindrücken wehren, sich seines Gemüths zu bemeistern, da er sich noch über nichts bestimmte Grundsätze gebildet hat? Die Erfahrung ist voll von Beyspielen zur Bestätigung dieser Wahrheit.

Wenn von zween gleich erzogenen und sich überhaupt sehr ähnlichen Brüdern der eine entfernt und in eine von seiner bisherigen verschiedene Lage und gesellschaftliche Verbindung versetzt wird, so bemerkt man, wenn sie nach Verlauf eines oder mehrerer Jahre wieder zusammen kommen, zwischen beyden die auffallendste Verschiedenheit. — Eine andere Art zu denken, zu empfinden und sich zu betragen hat ein Mensch, der in der Residenz, und eine andere ein solcher, der in der Provinz oder auf dem Lande lebt. — F*** ist munter in seinem Betragen, er liebt rauschende Freuden, es giebt keinen frohen Zirkel, an dem er nicht den lautesten Antheil nähme, und er kann selbst bey religiösen Versammlungen dem Ausbruch seiner muthwilligen Laune nicht wehren. Nun tritt er in den Bund einer Brüdergemeine, und es verfließt kein Jahr, so scheint der Mensch euch gänzlich umgewandelt. Sein lautes jovialisches Lachen hat sich in ein stilles seraphisches Lächeln verwandelt; wo sein Muthwille ihn sonst zu lustigen Schwän=

ken und Scherzen reizte, da seht ihr jetzt religiöse Denk- und Sittensprüche von seinen Lippen fließen; vergebens sucht ihr ihn nun in dem von ihm sonst so geliebten Natur und Freude athmenden Kreise; ein Zirkel religiöser ernsthafter Brüder gefällt ihm am meisten: heilige Inbrunst auf seinem Gesichte, findet er sich jetzt mit gewissenhaftem Eifer in den gottesdienstlichen Versammlungen ein, und über sein ganzes Wesen ist stets ein zwar heiterer, aber doch feyerlicher Anstrich von Religiosität verbreitet, durch den nur selten ein Strahl von seiner ehemaligen Laune blickt.

Der Bauer unterscheidet sich durch seine Art zu denken, zu empfinden, und sich zu betragen von dem Handwerker, der Handwerker von dem Künstler und Handelsmann, dieser von dem Gelehrten, der Gelehrte von dem Soldaten, der Soldat von dem Staatsmann u. s. f., und eine jede von diesen allgemeinen Klassen zertheilt sich wieder in eine Menge kleinere sich eben so sehr von einander unterscheidende, in deren jeder wieder die einzelnen Individuen durch noch speciellere Eigenthümlichkeiten, die sie durch ihren engern Umgang annehmen, verschieden sind. Ein jeder trägt so wohl die allgemeine als besondere Farbe seiner Klasse und seiner besondern Gesellschaft, und so wie jemand aus der einen in die andere übergeht, so nimmt er auch

ihre Farbe an. Der eine hält mit seiner Klasse oder mit seiner speciellern Gesellschaft einen Gegenstand für wichtig, oder ehrwürdig, oder schön, oder anständig, oder angenehm, den der andere gleichfalls mit seiner Klasse oder speciellen Gesellschaft als unbedeutend, oder lächerlich, oder häßlich, oder unanständig, oder gleichgültig, mit einem Worte, gerade von der entgegengesetzten Seite betrachtet. Die Schattirungen sind tausendfältig, und jeder nimmt diejenige an, die den Leuten von seiner Klasse und ins besondere von seinem nähern Umgange eigen sind. Ja die Macht des Umgangs über uns Menschen ist so groß, daß sie ihren Scepter über ganze Nationen schwingt, und in ihrer Denk- und Sinnesart, in ihren Sitten und Gebräuchen jenes Gemeinsame wirkt, welches man den National-Charakter nennt. Ein jeder kann auch in sich selbst Belege zu der bisher vorgetragenen Wahrheit finden, wenn er sein Leben von Jugend auf mit einem forschenden Blicke überschauen will. Er wird dann finden, daß seine Art zu denken, zu empfinden, und sich zu benehmen, von Zeit zu Zeit sich anders gestaltete, und daß sein Umgang davon fast immer eine der wichtigsten Ursachen war.

Daraus erhellet auch die Richtigkeit jener alten Regel: Wenn du den Charakter eines Menschen

kennen lernen willst, so beobachte nur, mit was für Leuten er umzugehen pflegt.

Man könnte hier indeß den Einwurf machen: daß es zu weit gegangen sey, so geradezu zu behaupten, der Charakter eines Menschen hänge von seiner Gesellschaft ab; und dieser Satz läßt auch allerdings einige Einschränkungen zu.

Es lassen sich überhaupt vier besondere Fälle denken, in welchen der Einfluß unserer Gesellschaft auf uns, wo nicht gänzlich, doch in so weit aufgehoben werden zu können scheint, daß er kaum noch merklich bleibt.

Der erste ist: wenn jemand aus einem unüberwindlichen Eigensinn den Vorsatz faßte, schlechterdings keinerley Zug an einem andern Menschen den Zutritt in sein Wesen zu gestatten.

Der andere: wenn jemand über allen Irrthum erhabene Grundsätze, die richtigsten und besten Gefühle, und überhaupt das untadelhafteste Betragen, erworben durch eigene Selbstthätigkeit, mit einer Standhaftigkeit ihnen treu zu bleiben verbände, die nichts zu erschüttern vermöchte. Ein solcher Mensch, oder vielmehr die diesem Ideale sich am meisten nähernden Menschen sind eher gemacht,

ihre Gesellschaft nach sich zu stimmen, als sich durch dieselbe umstimmen zu lassen.

Der dritte ist: wenn ein Mensch so phlegmatisch und seine Geisteskräfte so schlaff und unthätig wären, daß jeder Eindruck vor seinem Gemüth, gleich den Tönen einer nächtlichen Musik vor dem Ohre eines Schlafenden, unwahrgenommen vorüber gleitete.

Der letzte Fall ist endlich der: wenn das Gemüth eines Menschen von einer außerordentlichen Leidenschaft oder von irgend einem überaus interessanten Gegenstande so heftig eingenommen wäre, daß kein anderer mehr sein Bewußtseyn treffen könnte.

Alle diese Fälle aber gehören theils wegen ihrer Seltenheit, theils wegen ihrer kurzen Dauer, blos unter die Ausnahmen; und dennoch können auch sie der Macht des Einflusses auf das menschliche Gemüth nicht gänzlich Einhalt thun. Denn was den ersten Fall betrifft, so wird ein Mensch auch bey der wunderbarsten Hartnäckigkeit und strengsten Aufmerksamkeit auf sich selbst, um nichts von dem, was andern Menschen eigen ist, anzunehmen, oder sich auf irgend eine Weise durch sie bestimmen zu lassen, sich doch nicht stets und genug-

sam in seiner Gewalt haben, um seinen Vorsatz auszuführen. Es ist unvermeidlich, daß seine Aufmerksamkeit je zuweilen ermüde und unterbrochen werde, und daß sich während dieser Zeit fremdartige Vorstellungen und Gefühle in sein Gemüth einschleichen, und sich ihm so mittheilen. Auch wird durch die bloßen Erzählungen und Gespräche Anderer sein Geist ihm selbst unbewußt auf neue Vorstellungen und Ideen-Verbindungen geleitet, und dadurch allmählig und ganz unvermerkt eine bedeutende Veränderung in seinen Gedanken, Urtheilen und Gefühlen bewirkt werden. Und wie veränderlich ist nicht das menschliche Herz! wie leicht geräth es nicht in Stimmungen, wo es fremden Eindrücken gänzlich offen steht! Ein Mensch, der sich, wenn es überall einen solchen giebt, im zweyten Falle befindet, ist vor fremdem Einfluß zwar weit gesicherter; er hat so vieles schon vorher übersehen und sich darauf vorbereitet, und das Schlechte und Falsche ist zu tief unter ihm, als daß es ihn treffen könnte: aber demohngeachtet ist auch er aus den oben angeführten Gründen nicht ganz von fremdem Einfluß frey. Der dritte Fall betrifft ein bloßes Pflanzenleben, daß es nicht der Mühe lohnt, ihn hier weiter in Anregung zu bringen. Der vierte endlich bezieht sich auf einen Zustand, dessen Dauer auf eine zu kurze Zeit eingeschränkt ist, als daß er einen haltbaren Einwurf ge-

gen die allgemeine Regel bilden könnte, oder wenn er von långerer Dauer ist, so giebt es doch Zwischenzeiten, wo er unterbrochen, und das Gemüth für andere Eindrücke empfånglich wird; und dann gilt von ihm eben das, was wir von dem ersten bereits angeführt haben.

Bey den übrigen gewöhnlichen Menschen kann der Einfluß der Gesellschaft seiner Stärke und Schwäche nach zwar auch die mannichfaltigsten Abånderungen leiden. Je nach dem das Gemüth eines Menschen für fremde Eindrücke mehr oder weniger empfånglich, mehr oder weniger selbstthätig, durch diese oder jene Neigung vorzüglich bestimmbar, das Band der Gesellschaft enger oder loser geknüpfet, je nach dem sein Verhåltniß zu den Personen seines Umgangs so oder anders ist, je nach dem wird auch ihr Einfluß auf ihn verschieden, stårker oder schwåcher seyn. Auch seine vorige Lebensart, seine Erziehung, sein Alter, seine Geschåfte, sein stårkerer oder schwächerer Trieb zur Nachahmung, und andere Umstånde mehr, verursachen hierin keinen geringen Unterschied.

Im Ganzen aber bleibt es immer bey den oben angeführten auf die Natur des menschlichen Gemüths und auf die graue Erfahrung gegründeten allgemeinen Bestimmungen; und unser Umgang

behauptet also immer einen entscheidenden Einfluß auf unsern Verstand und Herz, auf unser ganzes Seyn und Handeln. Es ist also gewiß eine Sache von der größten Wichtigkeit, mit was für Menschen wir umgehen; und wenn irgend etwas unsere Aufmerksamkeit in einem vorzüglichen Grade verdient, so ist es sicher die Wahl unserer Gesellschaft.

Ἐσθλῶν μὲν γὰρ ἄπ᾽ ἐσθλὰ διδάξεας· ἢν δὲ κακοῖσι
Συμμιγέῃς, ἀπολεῖς καὶ τὸν ἐόντα νόον.

Zweytes Kapitel.

Bestimmung und Darstellung des Begriffs der guten Gesellschaft.

Aber was ist denn nun gute Gesellschaft, und worin ist sie von der schlechten unterschieden?

Wollte man sich bey Bestimmung dieses Begriffs nach demjenigen richten, was man im gemeinen Leben damit zu verbinden pflegt, so dürfte es wohl unmöglich fallen, ihn genau und richtig anzugeben. In den niedern Ständen kömmt es wohl am allerwenigsten jemanden ein, über den Werth oder Unwerth, und über die Wahl seiner Gesellschaft nachzudenken. Ein jeder hält sich zu der, welche Gewohnheit, Gelegenheit, Umstände und Neigungen ihn zu suchen bestimmen, und er würde, wenn er ein Urtheil fällen sollte, unstreitig

diejenige für die beste erklären die seinem Geschmacke am meisten behagt, so schlecht sie an sich selbst auch immer seyn mag. In den höhern Ständen, die von je her die Ehre als ihr ausschließendes Eigenthum betrachteten, und wo man, da es jetzt auch bey ihnen für Ehre gilt, als ein Mann von Verstand und Einsicht zu erscheinen, auch ohne Talent und Kenntnisse über alles zu urtheilen sich anmaßet — in diesen höhern Ständen, sage ich, richtet sich das Urtheil über den Werth einer Gesellschaft gemeiniglich nach dem Range der Personen, von denen sie gebildet wird. Je höher der Rang dieser Personen ist, um so mehr sagt man, daß es eine gute Gesellschaft sey. Manche Dame von Stand würde es sehr lächerlich finden, wenn man eine Gesellschaft von Bürgerlichen eine gute Gesellschaft nennen wollte; wenigstens kann sie es für einen Cavalier nicht seyn. „Findet man in N*** gute Gesellschaft?“ fragt die Frau von M*** einen Herrn, der sich vor kurzem an diesem Orte eine Zeit lang aufgehalten hat. „Die Gesellschaft,“ erwiedert der Herr von R*** mit einer sehr nachlässigen Miene, „ist sehr gemischt; aus Mangel an Familien ist man genöthigt, auch Bourgeoisie mit aufzunehmen.“

Titel und Nahmen bestimmten also den Werth der Gesellschaft? Sonderbar! Denn da eine Ge-

sellschaft von solchen Menschen vernünftiger Weise doch bloß darum sich vor allen übrigen den Nahmen einer guten Gesellschaft beylegen könnte, weil sie selbst vor allen andern Menschen einen vorzüglichen Werth besäßen: — denn wenn der Grund dazu bloß und lediglich in den Titeln und Nahmen läge, so würde ja selbst Thieren und Pflanzen und ähnlichen Dingen das Prädicat einer guten Gesellschaft gebühren, so bald es einem durchlauchtigsten Herrn einfiele, sie mit großen Titeln zu zieren — so müßte man annehmen, daß entweder keinen andern als solchen, die sich bereits durch einen vorzüglichen Werth vor allen übrigen Adamskindern auszeichneten, jene Titel und Nahmen ertheilet würden, oder daß dieselben in, mit und durch diese Titel und Nahmen zugleich jenen Vorzug erhielten. Was den letztern Fall anlangt, so wäre es, wenn er statt fände, für das allgemeine Wohl zwar ein vortrefflicher Umstand, weil man dann in allen diesen hochbetitelten Herren und Damen eben so viel vortreffliche und vorzüglich nützliche Menschen erblickte: allein da sich auf keine Weise ausfindig machen läßt, wie, es sey in denen hohen Häuptern, die sich ausschließend in dem Besitz des Rechts, solche Titel und Nahmen auszuspenden befinden, und die oft nicht einmal den Werth einer Person zu beurtheilen im Stande sind, oder in den zu ertheilenden Titeln und Nahmen selbst, eine solche Allmachtskraft

wohnen könne; so sind wir genöthigt, diesen Fall als völlig unstatthaft zurück zu weisen. Was aber den erstern betrifft, so ist es — wenn man auch des Umstands nicht gedenken will, daß viele Menschen schon durch ihre Geburt für gewisse Titel und Nahmen bestimmt werden, ohne daß man wissen kann, ob sie des denselben entsprechenden Werthes auch nur fähig sind — gar nicht schwer zu zeigen, daß man von je her in keiner Sache mehr dem Irrthume unterworfen war, als wenn es darauf ankam, Titel und Nahmen an würdige Subjecte zu vertheilen. Herr von Kotzebue vermeint in seinem Buche: Ueber den Adel — die Gültigkeit und Hoheit des Adels *) unter andern seichten Gründen auch daraus zu beweisen, daß er vermittelst einer weitläuftigen Compilation aus Reisebeschreibungen zu zeigen sucht, daß bey allen Nationen der Erde diese Adelshoheit statt finde, auf so lächerlichen und widersprechenden Eigenschaften sie auch beruhen mag: ich aber glaube, daß im Gegentheil die Nichtigkeit einer solchen Hoheit gerade

*) Ich brauche wohl kaum zu erinnern, daß hier allein von dem Adel des Vorurtheils oder des Herkommens, nicht von dem Adel des Verdienstes die Rede sey, wie Herr Fohte ihn in seinen Beyträgen zur Berichtigung der Urtheile des Publicums u. s. w. unterscheidet.

daraus am auffallendsten hervor leuchtet, weil das Beyspiel so vieler Nationen uns lehrt, auf was für dummen und lächerlichen Vorurtheilen so wohl diese, als jede ähnliche Hoheit beruht. Um zu zeigen, wie wenig auf Titel und Nahmen und auf alle hierauf beruhende Hoheit zu rechnen sey, will ich nur ein Beyspiel aus des Herrn Bohn Windus Reise nach Mequinez anführen, das mir jetzt eben beyfällt. „Die Mohren," erzählt Herr Bohn Windus, „hegen eine seltsame Meinung von Leuten, die im Kopfe verrückt sind, weil sie dieselben als Heilige und Auserwählte Gottes verehren *)."

„Dergleichen wahnsinnige Leute werden in der Stadt zur Schau herum geführt; ein jeder küsset ihnen die Kleider, und beschenket sie mit allerley nothwendigen Sachen, Geld ausgenommen, als welches sie ihnen vorenthalten."

„Wenn dergleichen Leute gestorben sind, so lassen sich die Vornehmen von ihrem Leben und Wandel erzählen, und meinen sich ein Verdienst

---

*) Daß ein gleiches Vorurtheil auch in Aegypten herrschend ist, kann man unter andern auch in Savary's Briefen über Aegypten lesen.

bey Gott zu machen, wenn sie ihre Grabmahle auszieren, oder, falls sie keins haben, auf ihrer Gruft eins bauen lassen, und sie hinführo als Heilige anbeten."

„Es ist nicht wohl möglich, eine deutliche Beschreibung zu geben, was eigentlich in diesen Ländern ein so genannter Heiliger sey, oder wodurch er zu diesem Nahmen gelange: denn es sind ganz außerordentliche Zufälle, welche Gelegenheit dazu geben."

„Einige erben diesen Nahmen von ihren Voraltern; andere gewinnen ihn durch ihre Geschicklichkeit, gleichwie noch ohnlängst ein Mohr zu Tetuan durch seine glücklichen Augen-Curen gethan hat. Wiederum andere kommen in das heilige Register, weil sie ihrer Vernunft ganz beraubet, oder Erzbösewichter und Spitzbuben sind. Einer von solcher Gattung, der bey dem Kaiser in Diensten und Gnaden war, hatte eine verwegene Büberey begangen, und den Kaiser dergestalt zum Zorn gereitzet, daß er sich entschloß, ihn mit eigner Hand zu tödten: er besann sich aber eines andern, und gab öffentlich zu erkennen, daß er das Herz nicht hätte, einem so geschickten Menschen das Leben zu nehmen. Sofort wurde der Uebelthäter von dem Volke zum

Heiligen gemacht, und der Kaiser blieb ihm mit voriger Huld zugethan.“

„Die Leibpferde der Kaiser werden ebenfalls öfters unter die Zahl der Heiligen gesetzt. Der jetzt regierende Kaiser selbst hat eins von den seinigen, welches ihm einmal das Leben gerettet, dergestalt canonisiren lassen, daß, wenn ein Vater sein Kind todt geschlagen hat, und nur Gelegenheit findet, dieses Pferd anzufassen, die ganze Missethat ihm vergeben ist. Viele Gefangene haben sich durch solches Mittel vom Tode befreyet. Es wird dieses Pferd mit Cuscusu *) und Kameelsmilch gefüttert. Wenn der Kaiser getrunken hat, und das Pferd nach ihm, so wird einigen Lieblingen wohl

---

*) Diese Lieblings- und tägliche Speise der Mohren wird auf folgende Art zubereitet. Sie werfen feines Mehl in eine flache Pfanne, begießen es mit Wasser, kneten es mit vieler Sorgfalt zu Ballen, theilen dieselben wiederum, und machen sie so klein oder groß, als es ihnen gefällt. Hiernächst legen sie die gemachten Ballen in einen Durchschlag, und diesen setzen sie anstatt eines Deckels auf einen Topf, in welchem Rindfleisch und Hühnervieh gekocht wird, damit es den Dampf und die Hitze, welche aus dem Topfe qualmen, auffangen und an sich ziehen möge. Ist dieses hinlänglich geschehen, so nehmen sie es ab, gießen kräftige Fleischbrühe daran, legen das Fleisch darüber, und bringen es auf den Tisch.

vergönnt, aus eben dieser Schale einen Trunk zu thun. Den Heiligen sind alle Sachen erlaubt, sie mögen stehlen, schänden oder morden, weil man in dem Wahne steht, daß ihr Thun und Lassen von einem göttlichen Antriebe herrühret.“

„Vor einigen Jahren überwältigte ein solcher elender Heiliger zu Salee ein artiges Mädchen auf öffentlicher Straße: weil dasselbe aber schlechten Glauben an seine Heiligkeit hatte, und seines Willens nicht leben wollte, so traten einige in der Nähe stehende Priester hinzu, warfen das gute Kind zur Erde, deckten mit ihren langen Röcken sie und den Heiligen zu, und blieben so lange, bis die Schandthat verrichtet war.“

„Ein anderer Heiliger zu Alcassar ist ein großer Liebhaber von der Jagd, daher die dortigen Gouverneurs in der ganzen Gegend gute Jagdhunde erbetteln, borgen und stehlen, bloß um diesen Heiligen damit zu beschenken u. s. w.“

In der Barbarey bedarf es also nichts, als verrückt oder der verworfenste Bösewicht zu seyn, um zu dem ehrwürdigsten Titel eines Heiligen, zur Verehrung eines Halbgotts, und zu Rechten und Vorzügen zu gelangen, die selbst über Gesetze und Pflichten erheben. — Und wenn folglich Titel

und Nahmen und öffentliches Ansehen den Werth der Gesellschaft entschieden, so würde ohne Widerrede die beste Gesellschaft in der Barbarey diejenige seyn, die aus wahnsinnigen Menschen und den ausgezeichnetsten Bösewichtern bestünde. Ich zweifle, ob man in unserm Welttheile jemanden um den Zutritt in einer solchen Gesellschaft, oder auch um den erhabenen Titel eines solchen Heiligen beneiden würde; man wird vielmehr allgemein — obgleich ohne an jenes weise nosce te ipsum zu denken — die fanatische Dummheit verlachen, die Bösewichter und Verrückte zu Heiligen stempelt. Demohngeachtet scheint mir, wenn man die Vernunftmäßigkeit und die Beweggründe in Erwägung zieht, mit welchen man in der Barbarey den Titel eines Heiligen, und in Europa und ins besondere in unserm deutschen Vaterlande so manchen andern Titel vertheilt, genau erwogen und verglichen, gar kein sonderlicher Unterschied obzuwalten. Man wird bey einiger aufmerksamen Beobachtung leicht finden, daß für eine nicht geringe Anzahl von Menschen in Deutschland die großen oder kleinen Titel, die sie führen, eben so wenig passen, als in der Barbarey der Titel eines Heiligen für einen Verrückten oder für einen Bösewicht; und man kann mit gleichem Rechte von jenen behaupten, was Herr Bohn Windus von den Heiligen der Mohren erzählt: Einige erben

ihren Titel von ihren Voraltern; andere — ich wünschte, die Wahrheit erlaubte zu sagen, die meisten — gewinnen ihn durch ihre Geschicklichkeit, und wiederum andere kommen durch allerhand Ränke und schlechte Handlungen zu Titeln und Diplomen; nur der einzige Unterschied findet statt, daß in der Barbarey der Titel eines Heiligen nicht, wie die in unserm Vaterlande, um Geld zu kaufen steht.

Wenn also Titel und Nahmen weder selbst einen Werth zu ertheilen vermögen, noch auch bloß an solche vertheilet werden, die einen vorzüglichen Werth besitzen, ja wenn es meistentheils bloß vom albernsten Zufall, oder von der Schwachheit oder Selbstsucht eines Mächtigen, oder vom verächtlichsten Vorurtheil, oder von niedrigen Ränken und Handlungen, oder auch nur von einer Hand voll Gold abhängt, ob die edelsten und vortrefflichsten, oder die elendesten und verworfensten Menschen, ja selbst Thiere, die erhabensten und ehrwürdigsten Titel führen sollen: so können wir unmöglich auf der Seite derer seyn, die den Werth der Gesellschaften nach Rang und Titeln messen, und wir werden uns also, um denselben, und ins besondere den Begriff der guten Gesellschaft zu bestimmen, ohne alle Rücksicht auf die Ehre der Willkühr oder des blinden

Vorurtheils, nach ganz andern Eigenschaften umsehen müssen.

Um nichts zu übersehen, was der völligen Bestimmtheit unsrer Materie auf irgend eine Art Eintrag thun könnte, bemerken wir kürzlich, daß hier unter Gesellschaft nichts anders verstanden werde, als: die zufällige, oder auch verabredete Zusammenkunft von Menschen zu beliebigen (eines jeden Willkühr überlassenen), obgleich oft bestimmten Zwecken.

Da nun bey Bestimmung des Werthes einer solchen Gesellschaft auf Rang und Titel durchaus keine Rücksicht gilt, und man hierbey die Menschen folglich bloß als solche zu betrachten hat, so wird sich schwerlich jemand einfallen lassen, eine gute Gesellschaft eine solche zu nennen, deren Mitglieder nichts als schlechte menschliche Eigenschaften an sich haben, als da sind: Dummheit, Unwissenheit, Bösartigkeit, Lasterhaftigkeit, Rohheit u. s. w. Je schlechter, je weniger gebildet, oder je verdorbener daher die natürlichen Anlagen und Kräfte der Personen sind, die eine Gesellschaft ausmachen, desto schlechter wird sie auch seyn; und im Gegentheil, je vortrefflicher, je unverdorbener, und je gebildeter diese Anlagen und

Kräfte sind, um so mehr wird auch die Gesellschaft der Menschen, bey denen wir sie antreffen, den Nahmen einer guten Gesellschaft verdienen.

Und nunmehr sind wir auch im Stande, einen bestimmten und richtigen Begriff der guten Gesellschaft aufzustellen. Sie ist nämlich eine solche, die aus guten und würdigen — d. i. solchen, die einen nach ächten Vernunftprincipien bestimmten Werth haben — Menschen besteht; und der ganze Unterschied der Gesellschaften in Hinsicht auf ihren Werth und Güte hängt folglich lediglich von dem Werth und der Güte der sie ausmachenden Personen ab. Wollte man sagen: die beste Gesellschaft sey die, welche den Zweck der Gesellschaft am besten zu erreichen diene, und diesen Begriff als Beurtheilungsprincip des Werthes der Gesellschaften annehmen; so würde, da dieser Zweck kein anderer, als entweder Vergnügen, oder Vervollkommnung — es sey in theoretischer oder praktischer Hinsicht — oder beydes zugleich seyn kann, diese Definition, weil der eben angegebene Zweck doch bloß durch die bestimmten Personen erreichbar ist, sich von der vorigen allein durch die Worte, und außer dem noch durch ihren mindern Grad an Klarheit, und durch ihre Schwierigkeit in der Anwendung unterscheiden. Es kömmt hierbey also alles darauf an, den Werth

und die Güte des Menschen so wohl an sich selbst, als in Vergleichung mit andern Menschen nach richtigen Grundsätzen zu bestimmen, es sey, um dem Werth gegebener Gesellschaften richtig beurtheilen, oder sich selbst dazu bilden, oder die beste wählen und veranstalten, oder sich jeder Gattung derselben mit Weisheit bedienen, oder auch einsehen zu können, daß aller vernunftmäßig bestimmte Zweck der Gesellschaften nur durch gute und würdige Menschen erreicht werden kann. Wie mancher, der mit seinem Urtheile: „das ist eine gute, jenes eine schlechte Gesellschaft,“ jeden Augenblick in Bereitschaft steht, würde nicht, in Ermangelung dieser Erkenntniß, in die größte Verlegenheit gerathen, wenn er aufgefordert würde, sich oder Andern von seinem Urtheile genaue Rechenschaft zu geben? — —

Der Mensch läßt sich, wenn es darauf abgesehen ist, seinen Werth zu bestimmen, im Allgemeinsten von zwey Seiten betrachten: von der seiner natürlichen Kräfte und Anlagen, und von der des Gebrauchs, den er davon macht. Jene trennen sich wieder in die des Geistes und in die des Körpers, und von denen zerfallen die erstern wiederum in zwey Hauptklassen, in die des Denk- oder Erkenntniß-, und in die des Gefühl- und Begehrungsvermögens.

Wir wollen sie in der vorgezeichneten Ordnung untersuchen, und bey jeder Klasse zugleich den davon zu machenden Gebrauch, und den daher entspringenden Werth und Vorzug zu bestimmen suchen.

I.

Von den natürlichen Kräften und Anlagen des Geistes.

Und zwar

a) von denen des Denk- oder Erkenntnißvermögens.

Zu ihnen gehören Sinnlichkeit (versteht sich, nicht praktische, sondern theoretische, über welchen Unterschied weiter unten), Vorstellungsvermögen, Anschauungsvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft. Die Sinnlichkeit, von welcher hier die Rede ist, ist die Fähigkeit des Gemüths, Eindrücke zu empfangen (Receptivität). — Das Vorstellungsvermögen gewährt uns das Bewußtseyn im Gemüth vorhandener Eindrücke, Begriffe u. s. f. — Das Anschauungsvermögen wirkt die unmittelbare Beziehung des Bewußtseyns oder der Vorstellung *)

*) Das Bewußtseyn, so fern es Vorstellung des ursprünglichen Ich ist, das aller Vorstellung als Bedingung der Mög-

auf den Eindruck machenden Gegenstand. — Der Verstand verbindet das Mannichfaltige in der Vorstellung zur Einheit des Bewußtseyns, sammelt die einzelnen Merkmahle des vorgestellten Gegenstandes in Einen Begriff, bestimmt dadurch den Gegenstand, oder urtheilt, und zeigt in der Fähigkeit, Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten unter seinen Begriffen zu entdecken und wahrzunehmen, noch zwey besondere Eigenschaften, in Betreff der erstern Scharfsinn, und in Betreff der letztern Witz. — Die Vernunft urtheilt und erkennt vermittelst Bedingungen, daß nämlich unter einer gegebenen Bedingung einem gegebenen Subject ein gegebenes Prädicat zukommen müsse. Vermöge dieser an sich so einfachen Function bringt dieses erhabene Vermögen unsers denkenden Wesens die verborgensten und erstaunenswürdigsten Wahrheiten ans Licht, wirkt Ordnung und Zusammenhang unter allen unsern Erkenntnissen und Begriffen, wird unserm Verstande die eigentliche Schöpferinn der erkennbaren Welt, die ohne sie für uns ein unzusammenhängendes Chaos wäre, und schwingt

---

lichkeit derselben voraus gehen und sie begleiten muß, dieses Ur- oder reine Bewußtseyn ist Bewußtseyn im engsten Sinne, eigentliches Bewußtseyn; das Bewußtseyn eines Gegenstandes (Objects) ist Vorstellung.

sich, mit dieser nicht zufrieden, mit kühnem Fittich in eine für den äußern Sinn unwahrnehmbare Verstandeswelt, das Werk ihrer eigenen Schöpfung, aus welcher herab sie dem Willen die Gesetze seiner Thätigkeit giebt, und ihm das Ziel seines Strebens und seiner Wünsche zeigt. — Das Gedächtniß verwahrt als ein Vorrathshaus die durch alle jene Vermögen gesammelten Vorstellungen und Erkenntnisse, und bietet sie, so oft es nöthig ist, dem Verstand und der Vernunft zum beliebigen Gebrauche dar. — Die Einbildungskraft endlich zeichnet dem Verstande die Gegenstände seiner Vorstellungen und Begriffe, macht sie hierdurch anschaulich, reihet sie nach ihren mannichfaltigsten Beziehungen zusammen, und ruft sie nach eben denselben wieder hervor, erleichtert dadurch nicht allein das Geschäft des Erinnerens gehabter Vorstellungen und den Uebergang von einer zur andern, sondern schaffet auch ganz neue Ansichten und Verbindungen der Ideen.

Je tüchtiger nun ein jegliches dieser Vermögen von Natur zu seiner Verrichtung ist, je mehr und je zweckmäßiger es durch fremden oder eigenen Betrieb in Thätigkeit gesetzt oder gebildet worden, um so vortrefflicher werden sie seyn, um so mehr wird der Geist sich geschickt finden, eine zahlreiche Menge von Gegenständen mit Lebhaftigkeit und Deut-

lichkeit aufzufassen, scharf und richtig zu beurtheilen, treu, lange und in guter Ordnung zu behalten, schnell, klar, und der jedesmaligen Absicht gemäß wieder hervor zu rufen, ihren Zusammenhang zu übersehen, und sie nützlich und zweckmäßig anzuwenden.

Es ist aber nicht genug, diese Vermögen in einem höhern oder mindern Grade der Vollkommenheit zu besitzen, man muß sie auch dazu, wozu die Natur sie verliehen hat, anwenden, nämlich sich allerhand nothwendige und nützliche Kenntnisse zu verschaffen und vermittelst derselben zu wirken. Da ist es aber wieder eine Sache von der größten Wichtigkeit, was für Kenntnisse wir uns zu erwerben suchen. Es giebt nothwendige und entbehrliche, zweckmäßige und zweckwidrige, wichtige und unbedeutende Kenntnisse; einige sind allgemein nothwendig, andere sind nur gewissen Personen, in gewissen besondern Fällen, und zu gewissen Zwecken nothwendig oder doch nützlich, die außer diesen unnütz oder gar schädlich sind, indem sie die nothwendigern verdrängen oder unwirksam machen. Daher kömmt bey unsern Bemühungen um Kenntnisse alles darauf an, daß wir die rechte Wahl unter ihnen treffen, und nicht etwa die besondern den allgemein nothwendigen, die entbehrlichen den wesentlichen, die unnützen den nützlichen

u. s. f. vorziehen, und über den erstern die letztern verabsäumen.

α) Unter allen Kenntnissen nun nehmen ohne allen Zweifel diejenigen den obersten Platz ein, die für jeden Menschen als solchen unentbehrlich sind, und das sind offenbar keine andern, als die Gesetze und Regeln, die die gesammte freye Wirkungsart seiner Kräfte bestimmen: denn wie kann er sich dieser recht bedienen, wenn er das — wie? — wenn er die Gesetze und Regeln nicht kennt, nach welchen er sie gebrauchen soll?

Der Vorzug des Menschen vor dem Thiere zeigt sich zwar schon darin sehr sichtbar, daß er deutlich erkennen, und also eine unendliche Menge von Dingen fassen, beurtheilen, ihren Zusammenhang, ihre Eigenschaften, Kräfte, Wirkungsart, Wirksamkeit u. s. w. einsehen, dadurch sich gleichsam zum Meister der ganzen Natur und insbesondere auch der Thiere erheben, und einen sehr viel umfassenden Wirkungskreis um sich verbreiten kann. Allein seine eigentliche Würde und sein höchster Vorzug vor der ganzen ihn umgebenden Natur besteht darin, daß er nicht dieser untergeordnet, sondern selbstständig, d. i. ein solches Wesen ist, welches sich die Gesetze seiner Handlungen selbst giebt, und unabhängig von aller fremden Bedin-

gung mit freyer Willkühr seine Thätigkeit nach diesen Gesetzen bestimmt. Ohne diese Selbstständigkeit wäre er zwar das künstlichste, aber doch immer nicht viel mehr als ein Thier. Wiewohl uns aber die Natur mit den gültigsten Ansprüchen auf diesen göttlichen Vorzug, und mit allen Anlagen, ihn geltend zu machen, ausgestattet hat: so ist er doch keineswegs ein bloßes Erbgut, das wir aus ihren mütterlichen Händen ohne unser eigenes Zuthun empfiengen. Er will mit dem vollständigen Gebrauch und mit unermüdeter Anstrengung unserer Kräfte errungen seyn. Es ist auch gar nicht aufs Willkührliche gestellt, ob wir uns die Mühe geben, zu jener Selbstständigkeit zu gelangen, oder ob wir uns damit begnügen wollen, ohne Anstrengung unserer freyen Thatkraft uns auf dem bald lässig dahin schleichenden, bald zerstörend über seine Ufer brausenden Strome der Sinnlichkeit forttreiben zu lassen, und unter unsern vernunftlosen Mitgeschöpfen allenfalls den obersten Platz einzunehmen. So bald unsere vernünftige Natur sich anfängt zu entwickeln, so läßt die Vernunft Anfangs durch ein dunkles mehr oder weniger dringendes Gefühl, dann aber mit deutlichen Worten mächtig ihre Stimme hörbar werden, die uns mit unnachläßlicher Strenge auffordert, die ganze freye Thatkraft unsers Willens in Bewegung zu setzen, um in allen unsern Handlungen ihr Gesetz zu vollzie-

hen. Diese Willensbestimmung nach den Vorschriften der Vernunft, welche unbedingt zu fordern von der letztern unzertrennlich ist, erscheint also offenbar als unbedingter Zweck, als unzertrennliche Bestimmung der menschlichen Natur. Sie ist folglich die höchste Angelegenheit des Menschen, auf welche all sein Streben, als auf seinen Mittelpunkt, gerichtet seyn, mit welcher alles, was er thut, in Beziehung stehen, und welcher alles untergeordnet werden muß. Die wichtigsten und nothwendigsten unter allen Kenntnissen, die der Mensch sich zu erwerben hat, sind also natürlich diejenigen, welche diese höchste nothwendige Bestimmung seiner Natur betreffen. Er soll durchaus die Vorschriften der Vernunft befolgen, und nichts thun, was mit ihren Forderungen nicht bestehen kann: mithin muß er ja vor allen Dingen zu erkennen suchen, was er nach der Vernunft in allen Fällen thun soll und thun und von Andern fordern darf; er muß kurz eine vollständige und genaue Kenntniß von seinen Pflichten und Rechten, so wie von allem, was mit jener höchsten Bestimmung seiner Natur in unzertrennbarer Verbindung steht, das heißt, von den Bedingnissen der Vernunft zur Möglichkeit ihres aufgegebenen Endzwecks, von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit sich eigen zu machen bemühet seyn *).

---

*) Es liegt außer den Grenzen dieser Theorie, mich in eine umständliche Erörterung dieser Gedanken einzu-

Man muß, beyläufig zu bemerken, bey der Evidenz dieser Wahrheiten erstaunen, wie die Menschen fast durchgehends in Ansehung dieser nothwendigsten Art det Erkenntniß in der tiefsten und sorglosesten Unwissenheit leben: denn obgleich beynahe bey jedem Menschen bald viel bald wenig hierher gehörige Begriffe angetroffen werden, ja wenn sie auch schon zu Räsonnements nicht selten Veranlassung geben, so sind sie doch insgemein nichts weniger, als was sie seyn sollten, ein wohlgeordnetes, auf richtige und deutlich gedachte und erkannte Principien gegründetes System. Es würde indeß nicht schwer fallen, die traurigen Quellen dieser Unwissenheit aufzudecken, wenn hier der Ort dazu wäre. — —

β) Weil aber in dem gegenwärtigen Zustande unserer Existenz Geist und Körper, geistige und sinnliche Natur durch die engsten Bande zusammen hängen; weil ohne die Erhaltung und nothwendige Befriedigung der letztern die Ausbildung der erstern unmöglich ist: so erhellet, daß wir mit unnachläßlicher Sorgfalt auch auf diejenigen Kennt-

---

lassen: ich darf sie bloß berühren, und muß es dem eigenen Belieben des Lesers überlassen, genauere Belehrung in den Schriften vorzüglich der neuern Moralphilosophen zu suchen, deren vornehmste Werke bekannt genug sind.

nisse bedacht seyn müssen, welche zur Erhaltung und Befriedigung der sinnlichen Natur erfordert werden. Ja diese Kenntnisse scheinen sogar jenen höhern, welche die geistige Natur betreffen, an Nothwendigkeit gleich zu kommen, obgleich sie ihnen an Wichtigkeit und Werth bey weitem nachstehen, weil ihr ganzer Werth bloß darauf beruht, daß sie als Mittel zur Erreichung jener dienen, und der Werth und die Nothwendigkeit des Mittels jederzeit erst durch den Werth und die Nothwendigkeit des Zwecks bestimmt wird, und also in jeder Rücksicht unendlich unter diesem ist. — Es gehört hierher nicht, zu zeigen, mit wie vieler Schwierigkeit und Mühe die Erhaltung der physischen Existenz des Menschen verknüpfet ist; wie viel dazu gehört, bis sie zu derjenigen Ruhe und Sicherheit gelangt, bey welcher allein erst an die Sorge für die Befriedigung und Ausbildung der geistigen Natur gedacht werden kann; daß dazu Eigenthum, Sicherheit des Eigenthums, Verbindungen der Menschen zur Beschützung desselben, so wie ihrer Menschen-Rechte überhaupt, weiterhin förmliche bürgerliche Gesellschaften, gute und zweckmäßige Einrichtungen derselben, Ueberfluß zur Erhaltung der physischen Existenz solcher, die sichs zum besondern Geschäft machen, für die Ausbildung des Geistes zu sorgen u. s. w. erfordert werden. Wir setzen hier dieß alles schon voraus, und demohngeachtet

sind auch auf diesem Standpunkt der Kultur des Menschengeschlechts einem jeglichen gewisse Geschicklichkeiten und Kenntnisse zum Behuf seines animalischen Daseyns unumgänglich nothwendig.

Fragen wir aber, was für besondere Kenntnisse sich ein jeder zu dieser Absicht zu verschaffen habe? so richten sich diese nach seinen individuellen Kräften, Fähigkeiten und natürlichen Neigungen. Die weise Mutter der Dinge, die als das höchste Muster der Künstler nie einseitig ist, sondern in ihrem ganzen erstaunenswürdigen Plane die strengste Einheit mit der bewundernswürdigsten Mannigfaltigkeit verbindet, hat mit ihrer geübten Schöpferhand es schon so zu ordnen gewußt, daß, so wie die Verrichtungen und Gegenstände, an denen die Menschen ihre Kräfte üben und allmählig zu dem eigentlichen Ziel ihres Daseyns geführt werden sollen, von der mannigfaltigsten Art sind, damit, was das einzelne nicht vermag, vereintes Wirken alle in sie gelegten Anlagen entwickele, also auch die zu einer jedweden dieser Verrichtungen hervorstechenden Fähigkeiten und Neigungen verschieden ausgetheilt seyen, damit sie selbst nicht allein in der Erreichung ihres Zweckes völlig sicher gehe, sondern damit auch ihre Kinder ihn mit Kunst herbey führen möchten. Nie vernachlässigt man auch ungestraft diesen deutlichen Fingerzeig der Natur, und es gereicht jederzeit auf irgend eine Art zum Nach-

theil so wohl seiner selbst, als auch derer, die durch Bande der Verwandtschaft oder der bürgerlichen Verbindung mit ihm vereinigt sind, so oft Thorheit oder Vorurtheil einen Menschen verleiten, sich einen andern Wirkungskreis zu wählen, als wozu Fähigkeit und natürliche Neigung, die aus einer sehr natürlichen Ursache gewöhnlich mit einander verschwistert sind, ihn bestimmen. Der Mensch wird in einem seiner Fähigkeit und Neigung unangemessenen Wirkungskreise weder mit Lust thätig seyn, noch zu der erforderlichen Vollkommenheit in demselben gelangen; er wird aus dieser doppelten Ursache ihn nie ganz ausfüllen, noch zu seinem und zum allgemeinen Besten dasjenige leisten, was er in einem ihm angemessenen leisten würde, und so wird sein Leben so wohl für ihn selbst als für den Staat, in dem er lebt, zur Hälfte verloren gehen. Was kann daher thörichter und nachtheiliger seyn, als wenn gewisse einzelne oder gar ganze Klassen von Menschen durch den unverständigen Eigensinn ihrer Eltern, oder auch durch die bestehende Verfassung eines Staats schon vor ihrer Geburt zu einem gewissen Beruf bestimmt werden? wie dieß der Fall bey uns nicht selten ist, und es in einem nach höhern Grade in dem alten ägyptischen Reiche war. Man hat in unsern Zeiten viel und heftig wider das Drängen aus den niedern Ständen in die höheren geeifert; und man hat gewiß voll-

kommen Recht, so bald dieses Drängen einen übelverstandenen Ehrgeiz oder auch andere nicht bessere Ursachen zum Grunde hat. Allein, wenn man hierbey nach bewährten Grundsätzen räsonnirt, warum eifert man denn nicht eben so sehr gegen den nicht geringern Fehler, daß die, welche in einem höhern Stande geboren sind, auch in demselben verbleiben, und im Fall sie von der Natur bloß mit hinlänglichen Fähigkeiten für irgend eine Verrichtung der niedern Stände ausgerüstet wurden, nicht auch in einen niedern Stand herab treten? Empfängt man denn etwa dadurch, daß man in einem gewissen Stande geboren wird, auch zugleich keine andern Talente, als solche, welche gerade zu den Geschäften dieses Standes gehören? Oder wenn man sich dieses zu behaupten scheuet, woher denn die Befugniß, ein solches Geschäft zu verwalten, oder die Pflicht, gerade ein solches und kein anderes zu erwählen? Wie viele der größten Männer würde die Welt nicht entbehret haben, wenn sie nicht weit über den Stand empor gestiegen wären, in welchem sie geboren wurden? Und wie gut würde es dagegen nicht seyn, wenn so mancher anstatt des Ruders, oder der Feder, oder des Degens den Pflugschaar führte? Heroum liberi degenerant! Das Ganze verliert unendlich dabey. Nicht allein daß der Staat eine Menge unnütze Lasten nährt, die wie die Raubbienen den Ueber-

fluß der arbeitsamen Bürger verzehren; nicht allein daß sie selbst die Stellen, die sie inne haben, so gar nicht ausfüllen, sie drängen auch Andere davon hinweg, die für dieselben vollkommen qualificirt sind. Aegypten, das so lange vor allen übrigen Völkern durch seine Kultur hervor geragt und ihre Schule gewesen war, blieb weit hinter seinen rohen Schülern, den Griechen, zurück, und konnte sich nicht weiter über seine einmal errungene Höhe erheben. Es hatte in seiner Verfassung das unkluge Gesetz fest gestellt, daß der Sohn unabweichlich die Hanthierung seines Vaters erben sollte. Natürlich mußte so jedes Genie, das einen Hirten zum Vater hatte, für die Wissenschaften, für die Staats- oder Kriegskunst verloren gehen. Ein jeder erbte, so wie das Vermögen, also auch die Kenntnisse seines Vaters. Sie waren ihm von Jugend auf etwas Gewöhnliches; kein Reiz der Neuheit weckte seinen Geist zum Nachdenken und zu Verbesserungen; keine Aussicht auf Belohnung und Ehre zeigte sich, um die glücklichsten Anlagen aus ihrem Schlummer zu wecken. Der König zeugte einen König, der Priester einen Priester, der Soldat einen Soldaten, der Hirt einen Hirten, und fast ein jeder einen solchen, wie er selbst gewesen war. Alles blieb ewig bey dem Alten. Die einmal erworbene Masse von Kenntnissen und Geschicklichkeiten war und blieb ein todtes Kapital, weil nie-

manden, der von der Natur dazu die Talente empfieng, wenn nicht auch die Geburt ihn dazu berechtigte, erlaubt war, sie zu neuen Zeugungen in Bewegung zu setzen.

So nachtheilig war für dieses ganze große und in so mancher Rücksicht achtungswürdige Reich der große Fehler, daß nicht Fähigkeit und Neigung, sondern der blinde Zufall der Geburt den Wirkungskreis seiner Bürger bestimmte. Und haftet nicht zum Theil auch an unsern Verfassungen dieser verderbliche Fehler? Sind es nicht gerade die wichtigsten Stellen, deren Besetzung nicht von Talent und Verdienst, sondern fast durchgehends vom Zufall der Geburt abhängt? Und was ist davon die Folge? Denjenigen, welchen ihre Geburt das Recht auf diese Stellen giebt, mangelt größtentheils schon von Natur das dazu erforderliche Talent, oder wenn sie es auch besitzen, so geben sie sich, bald aus Trägheit, bald aus Hang zu Vergnügungen, keine Mühe, es auszubilden, weil sie auch ohne Verdienst bloß durch ihre Geburt und durch Verbindungen mit Mächtigen, die nächst ihrem eigenen nur für den Vortheil ihres Standes sorgen, zu jenen Stellen gelangen; und die, welche von der Natur mit allen erforderlichen Fähigkeiten und Ansprüchen auf solche Stellen ausgerüstet wurden, werden gleichfalls abgehalten, ihre Anlagen

für dieselben auszubilden, oder, wenn dies geschehen ist, anzuwenden, weil sie wegen des eingebildeten Fehlers ihrer Geburt von ihnen ausgeschlossen werden. Folglich bleiben diejenigen Männer, welche Verdienst und Talent besitzen, um die wichtigsten Posten im Staat zu verwalten, unbelohnt und unbenutzt, und die, welchen beydes mangelt, ziehen den Vortheil, ohne, was sie schuldig sind, dafür zu thun; der Bürger und Landmann bezahlt von seinem sauren Schweiße Dienste, die ihm nicht geleistet werden, und muß sich noch obendrein von denen, die auf seine Kosten glänzen, nicht selten die empfindlichsten Bedrückungen und Mißhandlungen gefallen lassen.

Wie viele der größten Männer ein Staat bey solchen Einrichtungen verliere, das hat uns Frankreich in unsern Tagen mit den unwidersprechlichsten Beweisen gelehret. Ein einziges Jahr hat seit der Revolution der Welt hier mehr große Helden und Staatsmänner zur Bewunderung aufgestellt, als sonst ganze Jahrhunderte aufzuweisen vermochten. Aber sonst entschied auch da Geburt, und jetzt entscheidet Verdienst; s o n st waren es die aufgeblasenen, verweichlichten und großentheils verdienstlosen Söhne der Dücs, der Pairs, der Edelleute, die auf dem niedrigen Schleichwege der Gunst einer feilen Mätresse oder einer ihrer Kreaturen aus-

schließend zu den angesehensten Stellen im Felde, in der Kirche, und in den Kollegien und Gerichtshöfen gelangten — jetzt sind es größtentheils die sonst verachteten, unter Arbeit und Anstrengung jeder Art erwachsenen, talent- und verdienstvollen Söhne des Bürgers und Landmanns, die die wichtigsten wie die geringsten Posten des Staats verwalten, und der Friede, den Deutschland jetzt mit der neuen Republik zu schließen genöthigt ist, zeigt, dünkt mich, im unzweydeutigsten Lichte, was die stolzen Prinzen von Geblüt und die deutschen Befehlshaber mit allen ihren Ahnen gegen die von ihnen so verachteten fränkischen Bürger ohne Ahnen aber voll Kraft an Geist und Körper vermochten, die den Federn der deutschen Schriftsteller so viel Stoff zu glänzenden Biographien liefern. — Und sollten wohl Deutschlands niedere Bürgerklassen unfruchtbarer seyn an großen Köpfen für die Regierung der Staatsmaschine, und für die Befehlshaberstellen bey seinen Armeen, als die neufränkischen? Befragt die Geschichte, diesen unpartheyischen Lehrer, und sagt, wem verdankt wohl Deutschland seine Größe? durch wen schwang es sich auf den Gipfel, von welchem es jetzt mit eben so gerechtem als bescheidenem Stolze auf die meisten seiner Nachbarn herab sieht, und mit den übrigen sich in den meisten Rücksichten wenigstens messen kann? Der Bürger war es, durch dessen unermüdeten Fleiß, durch dessen obgleich so

wenig oder gar nicht belohnten, dennoch so eifrig angewendeten Talente und Kräfte es sich unter dem Druck der Armuth, der Barbarey und Rohheit zur Fackel in Wissenschaften und Künsten, zu einem der glänzendsten Meteore in Europa empor gearbeitet hat. Deutschlands Bürger waren es, über denen der Genius der Wissenschaften und Künste mit mildem Wohlgefallen schwebte, ihren Geist zu den wichtigsten und heilsamsten Erfindungen befruchtete, und die zuerst wieder nach einer langen verderblichen Finsterniß die wohlthätigen Strahlen der Aufklärung über die übrige Welt verbreiteten. In jenen finstern traurigen Jahrhunderten, wo keine Gesetze die Gerechtsame der Bürger schützten, wo nur das Recht des Stärkern galt, das eigentlich bloß in das Reich der reißenden Thiere gehört, wo der Adel keine Kunst verstand, als durch Fehden und kriegerische Raubsucht das Leben, das Eigenthum und die öffentlichen Landstraßen in Unsicherheit und Gefahr zu setzen — da war es, als die deutschen Bürger anfiengen, den Handel auf eine Höhe zu erheben, die ihre Nachbarn mit Erstaunen betrachteten, und wo sie, anstatt von den Fürsten beschützt zu werden, zum Theil sich selbst gegen ihre seyn sollenden Beschützer beschützen, zum Theil sogar diesen ihren Schutz gewähren mußten. Deutsche Bürger waren die Erfinder, wie mancher andern, so auch insonderheit der Buchdruckerkunst,

dieses wichtigsten und vortrefflichsten Mittels der Völker-Cultur. Deutsche Bürger waren die Befreyer Deutschlands und mehrerer anderen europäischen Länder von der drückenden Hierarchie des römischen Stuhls und des Aberglaubens aller Art. Seinen Bürgern fast allein verdankt Deutschland alles, was ein Land blühend, geehrt und mächtig machen kann, den Flor der Wissenschaften und Künste, die Aufnahme des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues, selbst, wenn man auf die Quelle zurückgeht, die wichtigsten Verbesserungen in der Justizverwaltung: der Adel konnte lange Zeit hindurch nicht einmal lesen und schreiben. Nirgends als in Deutschland, kann man behaupten, werden Gelehrte und Künstler weniger unterstützt und geehrt, und nirgends bemühen sich die Söhne des Bürgers und Landmanns eifriger um Wissenschaften und Künste; nirgends winden sich mehrere Geister aus dem Staube der Verachtung und unter der drückenden Last von Armuth und tausend Schwierigkeiten zu großen und berühmten Gelehrten und Künstlern empor. Deutschland glänzt fast von allen Seiten, die einzige ausgenommen, von welcher die thätige Mitwirkung des Bürgers und Landmanns ausgeschlossen ist. Und man kann noch fortfahren, ungerecht und undankbar gegen diese ehrwürdigen und verdienstvollen Klassen der deutschen Staatsbürger, ungerecht gegen den ganzen Staat

zu seyn, indem man denjenigen Gliedern derselben, die ihre Verdienste und Fähigkeiten vor allen andern dazu berechtigen, die wichtigsten Bedienungen des Staats versagt, und es allein dem leidigen Ungefähr der Geburt überläßt, ob dieselben gut oder schlecht verwaltet und vertheidigt werden sollen? — —

Doch dieß sey genug, um darauf aufmerksam zu machen, welcher Nachtheil sogar ganzen Staaten daraus erwächst, wenn natürliche Fähigkeiten und Neigung nicht den Beruf bestimmen, den jedes seiner Glieder sich zu wählen hat, und ich komme zu dem oberwähnten Satze zurück: daß nicht allein niemand, der in einem niedern Stande gebohren wurde, diesen ohne alle erforderliche Fähigkeiten für irgend eine Verrichtung eines Höhern verlassen, sondern daß auch jeder, welcher in einem höhern gebohren wurde, wenn seine Talente bloß für irgend eine Verrichtung eines niedern Standes hinreichend sind, in diesen niedern herab treten, und sich also die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten verschaffen muß. Diesem Satze liegt der eben erwähnte und gleich Anfangs aufgestellte zum Grunde: daß natürliche Fähigkeiten und Neigung das Berufsgeschäft bestimmen, das jeder sich zu wählen hat.

Die Natur verlieh dem Menschen keine seiner Kräfte umsonst, und die Vernunft gebietet, sie alle mit gewissenhaftem Eifer zu benutzen und anzuwenden, um dadurch dem höchsten von ihr gebotenen Zweck des Daseyns so nahe zu kommen als möglich. Weil aber so wohl diese Kräfte selbst, als auch das Maaß derselben, das jeglichem zum Antheil ward, sehr verschieden ist: so ist nichts natürlicher, als daß auch die Wahl des bestimmten Geschäfts, die ein jeder trifft, wenn es dem ihm verliehenen Maße von Kräften entsprechen soll, sehr verschieden ausfallen muß. Wählt er einen Beruf, für welchen seine Kräfte nicht zureichen, so ist er außer Stande, demselben Genüge zu leisten; er ist ein Zwerg, der es mit einem Riesen aufnimmt, und er spielt eine eben so lächerliche als unnütze Rolle auf dem Schauplatze der Welt. Wählt er hingegen einen solchen, der im Verhältniß mit seinen Kräften zu unbedeutend ist, so bleibt ein großer Theil dieser Kräfte ungenutzt; er ist ein strafbarer Verwalter der ihm anvertrauten Güter der Natur, der den größten Theil der Zeit, in der er wirken soll, in trägem und schimpflichem Schlummer vergeudet. In beyden Fällen leidet offenbar das Ganze; in beyden Fällen bleibt ein nicht geringer Theil seiner natürlichen Anlagen und Kräfte unentwikkelt, und er wird weit unter der Stufe von Vollkommenheit zurück gehalten, die er hier erreichen

könnte und sollte; in beyden Fällen wird der wohlthätige Ruf der Natur und die ehrwürdige Stimme der Vernunft unverantwortlich verhört. Es kann sich aber öfters treffen, daß mehrere Berufsgeschäfte, zu denen ein Mensch sich entschließen kann, von sehr verschiedener Art, und demohngeachtet alle seinem natürlichen Maße von Fähigkeiten angemessen sind. Hier tritt nun der Fall ein, da auch die individuelle Neigung eines jeden bey diesem wichtigen Wahlgeschäfte eine gültige und ohne Widerspruch entscheidende Stimme erhält, so bald es nur nicht blinde, sondern wohl geprüfte und weise geleitete Neigung ist. Natürliche Fähigkeit und Neigung sind also, wenn man die Sache, wie sie an sich ist, betrachtet, die vollgültigen und ausschließenden Bestimmungsgründe bey der Wahl eines Berufsgeschäfts. Es concurriren aber dabey noch dreyerley außerwesentliche Dinge, die zu großen Einfluß haben, als daß sie übersehen werden dürften; der Staat, die Eltern oder ihre Stellvertreter, und die Glücksumstände, in welchen ein Mensch sich befindet.

Der Staat ist zwar nicht befugt, seinen Gliedern, ohne einen unerlaubten Eingriff in ihre Rechte zu thun, die Wahl ihrer Berufsgeschäfte vorzuschreiben: denn ein jeder hat das Recht, seine Zwecke nach Belieben zu verfolgen, so lange er

Andere dadurch nicht in den ihrigen stört, und der Staat hat bloß in dem Falle Anspruch auf die Kräfte seiner Bürger, wenn das allgemeine Interesse nach rechtmäßigen Gesetzen sie fordert. Er ist hierin auch überdieß, so gut wie jeder Einzelne, an jene Regel der Vernunft gebunden, weil seine ganze Einrichtung und alles, was er thut, dem Gerichtshof der Vernunft unterworfen ist, und nur durch sie gültige Autorität erhält. Aber er kann, auch ohne die Individuen durch unrechtmäßigen Zwang zu irgend einem Beruf zu nöthigen, ihre Wahl durch weise Veranstaltungen leiten: erstlich, indem er mit gewissen vernachlässigten und doch nützlichen oder nothwendigen Arten der menschlichen Thätigkeit Vortheil und Ehre verknüpft, die ungerechter Weise ihnen bisher vorenthalten wurden, und überhaupt jeder Beschäftigung denjenigen öffentlichen Werth zu ertheilen sucht, der ihrer Natur nach ihr gebührt; zweytens, indem er diejenigen, welche in irgend einer Gattung von Geschäften durch Fähigkeit, Thätigkeit und Verdienst sich auszeichnen, unterstützt, belohnt und vorzieht, und die, welche sich von der entgegengesetzten Seite zeigen, vernachlässigt und übersieht; drittens, indem er endlich die vielfachen öffentlichen Stellen, deren Besetzung bloß von seiner Wahl abhängt, ausschließend solchen ertheilt, die durch persönliches Verdienst und Fähigkeit vor allen an-

dern sich derselben würdig beweisen, wovon schon weiter oben gesprochen worden ist. Bey solchen Veranstaltungen wird jeder schon von selbst sich denjenigen Wirkungskreis wählen, zu welchem er sich von Natur am meisten tüchtig fühlt, weil er sieht, daß er nur in einem solchen dasjenige Maß von Ehre und Vortheil erlangen kann, das nach dem besondern Verhältniß seiner Kräfte für ihn erreichbar ist. Es wird dann in keiner Art von Geschäften an tüchtigen, brauchbaren und nützlichen Bürgern fehlen; die physische Kraft des Staats wird ihren höchst möglichen Grad erreichen, und der außerordentliche Vortheil, der unmittelbar für das allgemeine Wohl, welches doch stets das unveränderliche Augenmerk der Staatsverwalter seyn muß, und mittelbar für den höchsten Zweck der Menschheit daraus entspringt, ist unverkennbar.

Einen weit nähern und entscheidendern Einfluß, als der Staat, auf die Wahl des Berufsgeschäfts eines Menschen haben die Eltern. Da der neue Weltbürger weder die mancherley Gegenstände, die den Kräften der Menschen zu ihrem Wohl und zu ihrer Vervollkommnung Beschäftigung geben, noch diese Kräfte selbst und seine ihm eigenthümlichen zu erkennen, zu beurtheilen und anzuwenden im Stande ist, so sind die, welche als die Urheber seines Daseyns für ihn zu sorgen und ihn

zu seiner höchsten menschlichen Bestimmung zu führen verpflichtet sind, nicht allein berechtigt, sondern sie haben auch die Pflicht auf sich, ihn nach seinen Fähigkeiten und nach seiner Neigung für irgend ein bestimmtes Geschäft zu erziehen und zu bestimmen. Wenn dieses aber nicht geschieht, so liegt der Grund davon entweder darin, weil sie nicht können, oder weil sie nicht wollen. Beyde Fälle gleichen sich darin, daß sie sehr häufig sind.

Der erste hat seinen Grund in ihrem Mangel an Einsichten und hinlänglicher Beurtheilungskraft. Es fehlt ihnen so wohl an Kenntniß der Natur und des Umfangs der mancherley Berufsgeschäfte der Menschen, als an der Fähigkeit, das zu einem jeglichen erforderliche Maß von Kräften und Eigenschaften zu beurtheilen, und ins besondere die eigenthümlichen Fähigkeiten ihrer Kinder gehörig zu prüfen, ihren Umfang und ihre Angemessenheit (Quantität und Qualität) für irgend ein Geschäft zu bestimmen. In einem solchen Falle bleibt ihnen nichts übrig, als die Einsichten Anderer, besonders einsichtsvoller Lehrer, zu Rathe zu ziehen, und ihren sorgfältig geprüften Urtheilen zu folgen, nächst diesem auch ihren Kindern, um ihre Neigung zu erforschen, eine so viel möglich ausgebreitete und genaue Kenntniß der Berufsgeschäfte zu

verschaffen, und nach allem diesen ihre Wahl zu leiten.

Was den zweyten Fall betrifft, so giebt es der Ursachen desselben mancherley. Bald ist es Ehrgeitz, bald der Wunsch, ihre Kinder möglichst glücklich zu sehen, bald Vorurtheil, bald sonderbarer Eigensinn, bald sind es alle diese Dinge vereinigt, die die Eltern bey Bestimmung des Berufs ihrer Kinder irre leiten.

Der Ehrgeitz. Ein jeder wünscht sich in seinen Kindern verherrlicht, oder wenigstens sein schon erlangtes Ansehen fortleben zu sehen. Die meisten sind daher auf nichts bedacht, als nur ihre Kinder in einen Stand zu versetzen, der so viel möglich äußern Glanz verbreitet; jede Gelegenheit wird dazu benutzt, jedes Mittel, lautres oder unlautres, erlaubtes oder unerlaubtes, wird zu diesem Endzweck in Bewegung gesetzt. Ob ihre Kinder auch durch Fähigkeit und Neigung für diesen Stand gemacht seyen, ob Andere dadurch gewinnen oder verlieren, ob ihre Kinder selbst dabey glücklich oder unglücklich werden, das kümmert sie wenig, wenn sie ihren Ehrgeitz nur befriedigt wissen. Das ist auch der Saame, aus dem die Erblichkeit der Kronen und des Adels hervor gewachsen ist. So bald ein Mann, war es durch hervor-

stehende Eigenschaften, oder war es durch Glück oder Ränke, sich an der Spitze eines Volks, und die Macht desselben in seinen Händen sah, so sann er nicht darauf, aus dem Mittel des Volks einen Mann zu wählen, der durch Talent und durch überwiegende vortreffliche Eigenschaften vor allen andern im Stande wäre nach seinem Ableben das Beste des Staats zu besorgen. Sein Ehrgeitz trieb ihn nur, seinen Glanz und seine Macht in seinen Nachkommen fortdauern zu machen, sollten diese auch noch so unfähig seyn, sich derselben zum Besten des Staats zu bedienen, sollte dieser darüber auch gänzlich zu Grunde gehen. Diesem Ehrgeitz verdanken auch laut der Geschichte alle Erbländer in Deutschland, so viel ihrer sind, ihr Entstehen. Er ist die unglückliche Ursache, warum auch Demokratien sich so geschwind in Aristokratien verwandeln, warum die vornehmsten Stellen in jedem Staate gewöhnlich mit den — gleichviel tüchtigen oder untüchtigen — Söhnen der Mächtigen besetzet werden, warum jeder Pfarrer im Dorfe und jeder Bürgermeister in der Stadt, wenn er's nicht höher bringen kann, sein Amt wenigstens seinem Sohne zu hinterlassen sucht.

Der Wunsch, ihre Kinder möglichst glücklich zu sehen. Nichts ist billiger und natürlicher, als daß der Mensch das Glück derer sucht,

von deren Existenz, und also auch von deren Leid und Freude er der erste Urheber ist; nichts ist auch natürlicher, als daß, weil er gewöhnlich die Glückseligkeit eines Standes und einer Geschäftsart nach dem Glanz und nach dem Ansehen desselben mißt, er auch seine Kinder wo möglich für eine von denen bestimmt, die beydes am meisten gewähren. Allein so wenig es uns erlaubt ist, die Wünsche für unser eigenes Wohl auf Kosten unsrer Nebenmenschen zu befriedigen, eben so wenig dürfen wir auch, um unsere Kinder glücklich zu machen, sie in einen Wirkungskreis versetzen, zu welchem sie durch Fähigkeit und Neigung nicht berufen sind. Wir schaden aber Andern dadurch auf mehr als eine Art. Vors Erste leisten unsere Kinder dasjenige nicht, was sie in einem ihren Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreise leisten könnten; vors Zweyte hindern sie Andere, die für den Platz, welchen jene einnehmen, gebohren sind, ihre Kräfte nach ihrem ganzen Umfange zum allgemeinen Besten anzuwenden; vors Dritte rauben sie denselben auch die Vortheile, auf die sie vermöge ihrer Eigenschaften so gerechten Anspruch haben, und deren sie nur auf diesem Platze theilhaftig werden können.

Aber auch davon abgesehen, so ist man sehr irrig, wenn man auf diese Art das Glück seiner

Kinder zu begründen glaubt, und es ist nichts als das leidige Vorurtheil, das hierin uns bey der Nase führt. Gewisse Berufsarten werden von allen, gewisse nur von manchen Ständen für entehrend angesehen, und nirgends ist dies Vorurtheil, das sogar noch von den Gesetzen gewisser Maßen Schutz genießt, dem Zeitalter der Aufklärung zum Trotz, herrschender als unter dem Adel; gleich als ob irgend eine Verrichtung entehrend seyn könnte, die recht und nützlich, oder gar nothwendig ist. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß, so wie eine Art von Geschäften vorzüglichere und schwer zu erlangende Eigenschaften erfordert, und in ihren Wirkungen von weit größerem Gewichte ist, als die andere, jene auch mehr Ehre und Würde, wenigstens ihrem innern Werthe nach, gewährt, als diese. Aber der Irrthum liegt darin, daß man wähnt, die Person erhalte ihre Ehre von dem Stand oder von dem Geschäft, anstatt daß umgekehrt der Stand und das Geschäft ihre Ehre und Würde von der Person erhalten. Fehlen dieser die zu jenem erforderlichen Eigenschaften, so ist ihre ganze Ehre nichts als trügerischer Dunst, weil sie ihr nicht gelten kann. Hierher gehört, was Athenäus vom Aristippus erzählt: „Als dem Aristippus einst beym Dionysius ein verächtlicher Platz angewiesen wurde, ertrug er es ganz ruhig. Da aber Dionysius ihn fragte: Was dünkt Dir von

Deinem heutigen Platz in Vergleichung mit Deinem gestrigen? erwiederte er: daß er diesem ganz ähnlich ist; denn dieser, der gestern durch mich vor allen der ehrenvollste war, ist heute verächtlich, weil ich ihn nicht inne habe; und jener, da gestern verächtlich war, weil ich ihn nicht eingenommen hatte, ist heute der erste geworden, da er von mir besetzt ist.“ Wahre Ehre ist die Anerkennung unsers (uns persönlich zukommenden, persönlichen) Werths. Wie kann man aber etwas von uns anerkennen, das wir nicht besitzen? Und umgekehrt, wie kann man etwas nicht anerkennen, wovon wir zeigen, daß wir es besitzen? Von unserm persönlichen Werthe also hängt unsre Ehre ab, und nichts auf der Welt ist im Stande, uns eine Ehre zu geben, die man nicht durch unsre persönlichen Eigenschaften genöthigt ist uns zu gewähren; so wenig als man diejenige uns zu entziehen vermag, die unser persönlicher Werth zu unserm Eigenthume macht. Mögen wir also ein Geschäft verwalten, ein Amt bekleiden, ein Gewerbe, eine Hanthierung treiben, welche wir wollen; so wird die uns gebührende wahre Ehre immer dieselbe bleiben, und wir werden ihrer durch einen höhern Stand weder mehr gewinnen, noch durch einen niedrigern etwas davon verlieren, weil unsere persönlichen Eigenschaften, als die einzige gültige Bedingung aller wahren Ehre, ohne unser eignes Zu-

thun dadurch weder erhöht noch vermindert werden. Im Gegentheil werden wir uns in den Augen jedes verständigen und gutdenkenden Menschen verächtlich und lächerlich machen, wenn wir uns erdreisten, ein Geschäft zu übernehmen, dem wir nicht gewachsen sind. Ein Mann mit dem Feldmarschallsstabe und mit den Fähigkeiten und Eigenschaften eines gemeinen Soldaten bleibt immer ein gemeiner Soldat, so wie eine Krähe, die sich mit Pfauenfedern schmückt, doch ewig eine Krähe, nur eine lächerliche Krähe bleibt; und kein Vernünftiger wird des Possenspiels des äußern Schimmers wegen ihn für etwas Vorzüglicheres schätzen, als er wirklich ist. Und wenn man ihm gleich die äußerlichen Zeichen der Ehrerbietung nicht versagt, so kann dieß doch durchaus keinen andern Grund haben, als entweder Zwang, oder Unwissenheit, oder niedrige Schmeicheley. Alle Ehre aber, die aus solchen Quellen fließt, ist falsche, verächtliche Ehre, die nur in den Augen armseliger Thoren einigen Werth haben kann; und wir sorgen sehr schlecht für unsre Kinder, wenn wir ihnen keine andere, als eine solche, zu verschaffen ringen. Wie lächerlich würde es seyn, wenn ein Zwerg sich etwas darauf zu Gute thäte, daß man ihn versicherte, er sey ein Riese? Aber ist es weniger lächerlich, wenn ein Zwerg an Geist sich geschmeichelt findet, wenn man ihm äußerlich die einem großen Geiste

gebührende Achtung erweist? Unter des Oesterreichischen Albrechts Regierung zwang Gesler, sein verabscheuungswürdiger Landvogt in der Schweiz, die dortigen Unterthanen, einem Hute, den er auf eine aufgerichtete Stange setzen ließ, wenn sie vorübergiengen, dieselben Ehrenbezeigungen zu erweisen, die sie ihm selbst erzeigen mußten, und es blieb immer ein Hut. Groß und erhaben ist der Mann, der, wahrer Ehre würdig, ohne Verdruß ihres äußern Schimmers entbehrt; klein und verächtlich der, welcher, der Ehre unwerth, sich nur an ihrem falschen Glanze ergötzt.

So wie das Vorurtheil aber die Ehte nach dem Stande mißt, eben so schätzt es nach demselben auch die Glückseligkeit, die dem Menschen zu Theil werden kann. Je glänzender die äußerlichen Umstände eines Menschen sind, desto mehr Glückseligkeit bildet man sich ein, müssen sie auch gewähren. Es ist wahr, wenn man den Zustand, ich will nicht sagen eines Fürsten, sondern nur eines andern reichen und angesehenen Mannes mit dem eines armen im Staube der Verachtung und Dunkelheit lebenden Mannes aus der Menge, so wie der äußre Schein ihn giebt, vergleicht: so scheint auf der Welt nichts unglücklicher ausgetheilt zu seyn, als das Maß von Glückseligkeit, das jedem von diesen beyden zum Antheil ward.

Und doch ist der Schein wohl nirgends trügerischer, als hier. Gesundheit des Körpers, Gesundheit des Geistes, und ein ruhiges schuldloses Herz, diese drey Hauptbedingungen der Erdenglückseligkeit, hängen weder von Stand noch Reichthum ab; sie zu erhalten und zu erhöhen ist das eigne Werk des Menschen, in welchem Glückszustand er sich befinde. All das schimmernde Nichts hingegen, das den Reichen und Großen umgiebt, wird seinem Auge so gewöhnlich, als dem Armen und Geringen sein Kittel und seine Hütte von Stroh. Eben das, was die schwelgerische Tafel des Reichen in den Augen des Armen so neidenswerth macht, ist es, was jenem mangelt — der Reitz der Neuheit, und ein gesunder Hunger durch Arbeit erzeugt. Gleichgültigkeit und Ueberdruß sind die gewöhnlichen Begleiter des Ueberflusses. Und jene Bewunderung der Menge, die Glanz und Ueberfluß erwecken, was ist sie, als die Bewunderung von Thoren? Und jene Ehre, die man so reichlich dem äußern Schimmer zollt, was ist sie, als ein lächerliches Hirngespinst, ein verächtlicher Weihrauch, der nur Gold, und Nahmen, und Kleidern dampft? Laßt das veränderliche Glück seinen Günstlingen einmal den Rücken kehren — und Bewunderung und Weihrauchdampf verschwinden, und sie sind verachtet gleich dem Niedrigsten im Volk! Wahre Ehre beruht ja auf Tugend und Verdienst, und

diese sind nicht an Glanz und Hoheit gebunden — sie gründen sich auf uns selbst. Was ist es denn nun, kann man dem Armen zurufen, warum Du den Reichen und Großen beneidest? Wünschest Du dein arbeitsames Leben, das Deinem Körper Kraft und Gesundheit schafft, das Dein trocknes Brod in Leckerbissen und Dein Wasser in Nektar verwandelt, und bey welchem Dir die Zeit mit der Schnelligkeit eines heitern Morgentraums vorüber fließt, mit seinem früh oder spät kränkelnden Körper, mit seinem Ueberdruß und mit seiner quälenden langen Weile zu vertauschen? Oder Deine süsse Ruhe, Deinen erquickenden Schlaf auf Stroh, mit seinen schlaflosen Nächten auf Pflaum und Eiderdunen? Oder den Beyfall guter und weiser Menschen, den Du durch Rechtschaffenheit und nützliche Thätigkeit Dir erwirbst, mit seinem Wasserdunst von thörichter Ehre? O daß Du es nie vergäßest! Der Weise ist groß und reich in der Hütte; der Thor ist arm und klein im glänzenden Pallast. Jener ist in beyden, dieser nirgends glücklich. Um wahrhaft glücklich zu seyn, muß der Reiche sich einer freywilligen Armuth weihen. So widersprechend dies klingt, so liegt der Widerspruch doch nur in den Worten. Denn wünscht der Reiche recht gesund und froh zu seyn, so muß er sich der Arbeit ergeben, wie der Arme: denn welche Last kann schwerer und gefährlicher seyn, als der Müs-

ßiggang? Wünscht er, daß sein Mahl ihm immer Wohlgeschmack gewähre und seiner Gesundheit nicht schade, so müssen Mäßigkeit und Einfachheit an seiner Tafel herrschen, wie an dem Tische des Armen. Fühlt er Trieb nach wahrer Ehre, nach aufrichtiger Achtung und Liebe, so muß er, um ihn zu befriedigen, gleich dem Armen sich aller der Anstrengung unterziehen, die nöthig ist, um sich ächte Vorzüge aller Art zu erwerben und zu erhalten; und so in allem übrigen. Wie schwer ist es aber, sich zur Arbeit zu bequemen, wenn alles uns zum Müßiggang reizt und ihn begünstigt? Wie schwer ist es, um wahrer Ehre willen sich zur mühsamen Erwerbung wahrer Vorzüge zu entschließen, wenn man, obgleich falsche Ehre für scheinbare Vorzüge ohne alle unsre Mühe uns in vollem Maße zollt? Und ist dieß alles nicht der Fall beym Reichen und Großen; dahingegen dem Armen die Erfüllung aller jener Forderungen fast natürlich ist, weil wenig ihn zum Gegentheil reitzt, und alles ihn zu einem solchen Verhalten drängt? Welcher von beyden hat denn nun, genau erwogen, das bessere und bequemre Loos?

Gesetzt aber, unsre Kinder gelangen zu Reichthum und Größe, werden sie auch im Stande seyn, ein solches Glück zu ertragen? Wird ihr Ueberfluß sie nicht zu Geitz oder Verschwendung, ihre Macht

sie nicht zu Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten verleiten? Und werden sie dadurch nicht erst, statt glücklich, wirklich unglücklich werden? Große Kenner des menschlichen Herzens behaupteten schon längst, daß es weit schwerer sey, ein großes Glück, als ein großes Unglück zu ertragen; und wenigstens ist das nicht zu läugnen, daß es weit leichter sey, ein geringes, als ein glänzendes Glück, leichter, Armuth und Niedrigkeit, als Ueberfluß und Hoheit zu ertragen. Um Elend zu erdulden, ist, wie die Erfahrung lehrt, in den meisten Fällen ein geringer Geist schon hinreichend; der Drang der Nothwendigkeit und die allmächtige Gewohnheit vollenden gewöhnlich schon von selbst dieß Werk. Aber um Glanz und Hoheit zu ertragen, um allen den hier unvermeidlichen Versuchungen zur ausschweifenden oder ungerechten Befriedigung unserer Neigungen und Begierden zu widerstehen — dazu wird fürwahr eine wahrhaft große Seele erfordert; und man kann immer mit Sicherheit schließen, daß, wer sich eines großen Glücks mit Weisheit und Mäßigung bedient, auch jedes Unglück zu ertragen im Stande sey, aber keinesweges umgekehrt. — Ueberdem ist ja nichts gegründeter, als was ein Dichter singt: „Zufriedenheit ist Glück auf Erden.“ — Dieser beneidenswürdige Talisman aber ist mit nichten das ausschließende Eigenthum eines hohen Standes. Sind wir mit ge-

ringen Glücksumständen nicht zufrieden, so werden wir mit glänzenden und großen es noch weit weniger seyn: denn niemand vermag weniger, die Versagung eines Wunsches zu verschmerzen, als der, welcher gewohnt ist, alle seine Wünsche gewährt zu sehen, und niemand vermag es besser, als der, dem nie das Glück zu seinen Wünschen lächelte.

Hängt aber das Glück der Menschen so wenig von Stand und äußerm Glanze ab, welche Thorheit, um dieses armseligen Schimmers willen unsere Kinder, dem Ruf der Natur und unsrer Pflicht zuwider, für einen Beruf zu bestimmen, für den sie nicht geschaffen sind, in welchem sie so wenig nützen und so viel schaden, in dem sie nie mit Lust und gutem Erfolg thätig seyn können, und der sie so sehr hindert, alle ihre Kräfte gehörig zu entwikkeln und zu der ihnen sonst möglichen und von der Vernunft vorgeschriebenen Vollkommenheit zu gelangen!

Bisweilen ist es auch ein sonderbarer Eigensinn, der die Eltern verleitet, ihre Kinder für einen ihrer Fähigkeit und Neigung nicht entsprechenden Beruf zu bestimmen. Irgend eine Ursache macht, daß diese oder jene Art von Beruf ihnen vorzüglich gefällt oder mißfällt, und nun bestehen sie darauf, daß ihre Kinder jenen, für welchen

sie doch weder Fähigkeit noch Neigung fühlen, wählen, und von diesem, für den sie durch beydes gemacht sind, abstehen sollen. Ihr Eigensinn macht sie taub gegen jeden vernünftigen Grund, der sie auf andere Gedanken bringen sollte, und es gilt ihnen gleich, ob ihre Kinder dadurch glücklich oder unglücklich werden. Solche Eltern sollten doch bedenken, daß ihre Kinder gar nicht so in ihrer Gewalt stehen, daß sie nach Willkühr über sie verfügen könnten, und daß sie auch gegen die übrige Menschheit Pflichten haben, die nach Gefallen zu übertreten, ihnen keineswegs frey gelassen ist. Sie sind nur Verwalter der Gerechtsame ihrer Kinder, und für jeden Mißbrauch, den sie davon machen, vor dem Gerichtshof der Vernunft und ihres Gewissens verantwortlich. Wenn durch ihren thörichten Eigensinn einst ihre Kinder, anstatt nützliche und schätzbare, schlechte und unnütze Glieder des Staats werden, wenn sie durch weniges oder nichts die mannichfaltigen Vortheile vergelten, die durch die Thätigkeit der übrigen Menschen ihnen zufließen, wenn sie auf allen Seiten das Lästige und Widrige ihrer Lage fühlen, selten oder nie recht froh werden, und nun ihre Eltern selbst als die Urheber ihres Mißgeschicks anklagen müssen — womit wollen diese sich dann rechtfertigen, womit wollen sie sich trösten?

Endlich sind es auch noch die Glücksumstände eines Menschen, die auf seine Wahl eines Berufsgeschäfts einen sehr großen Einfluß haben. Diese sind entweder günstig oder ungünstig; er lebt entweder in Ueberfluß und in vortheilhaften Verbindungen mit angesehenen und mächtigen Personen und Familien, oder ihm ward das glückliche Loos einer goldnen Mittelmäßigkeit, wie Sturz sich ausdrückt, oder er schmachtet in Dürftigkeit, unbemerkt von der Welt, und verlassen von jedermann, der ihn aus seiner Dunkelheit hervor ziehen könnte. Im ersten Falle sieht er alle Wege für sich offen, um zu der Verwaltung der glänzendsten und wichtigsten Geschäfte im Staate zu gelangen, oder auch für sich selbst dergleichen zu unternehmen. Allein so wie die Natur bey Austheilung ihrer Gaben auf Stand und Geburt und überhaupt auf alles, was vom bloßen Glück abhängt, nie Rücksicht nimmt, so ist der Mensch aus den dargelegten Gründen auch in diesem Falle verpflichtet, von den Vortheilen, die das Ohngefähr ihm in die Hände spielte, keinen Mißbrauch zu machen, sondern bey der Wahl seines Wirkungskreises sich genau nach den Fähigkeiten zu richten, die die Natur ihm zuzutheilen für gut fand. Er darf weder sich in einen solchen wagen, der, um völlig ausgefüllt zu werden, seine Kräfte übersteigt, noch gänzlich die Hände in den Schooß legen, und sein

Leben in träger Unthätigkeit verschlummern, oder in epicureischem Wohlleben verschwenden. Aber wie die Selbstsucht sich in alles mischt, was Menschen thun, und der Vernunft gewöhnlich das Ruder entwindet, das diese allein im Leben des Menschen führen sollte, so verleitet sie ihn auch hier, des Goldes und des Ansehens wegen die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, und sich, mag er durch seine persönlichen Eigenschaften auch noch so wenig dazu berechtiget seyn, zu den wichtigsten Posten zu drängen. Wie unrecht und verderblich dieß sey, ist bereits gezeigt worden; und die Entschuldigung, daß wichtige Stellen Aufwand erfordern, und deshalb Menschen ohne Vermögen nicht zu Theil werden können, ist sehr wenig gemacht, die Prüfung auszuhalten. Wie oft erhalten nicht auch arme Personen von Familie solche Posten? Der Staat kömmt ihnen in diesem Falle durch außerordentliche Unterstützungen zu Hülfe. Selbst für ihre Erziehung sorgt man durch mancherley Anstalten. Warum kann man dieß nicht auch Personen ohne Familie, aber mit ausgezeichneten Verdiensten oder Anlagen, gewähren? Gewinnt der Staat nicht auf der andern Seite hundertfältig wieder, was er auf der einen giebt? Und ist es überdieß nicht oft bloßes Vorurtheil, daß wichtige Stellen außerordentlichen Glanz im Aeußern erfordern? Oder ist es nicht vielmehr eine bloße Aus-

flucht einer lächerlichen Eitelkeit? Waren die großen Männer von Griechenland und Rom, weil sie ihre Familien selbst nicht mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu versorgen vermochten, etwa weniger im Stande, mit gekröntem Erfolg eine Armee gegen einen weit überlegenen Feind zu führen, oder das Ruder des Staats zu lenken, als ihre durch Luxus und Ueppigkeit verweichlichten Nachkommen, die ein Rittergut in einer einzigen Mahlzeit verschwendeten? Man denke für den erstern Fall nur an den Regulus der Römer, und an den Aristides der Griechen, und für den letztern an den Lucullus und mehrere seiner Zeitgenossen. Oder man vergleiche einen Solon oder Agesilaus mit einem Crösus, oder einen Alexander mit einem Darius u. s. f. Wo überwiegendes Verdienst und persönliche Würde den Regenten, Richter und Befehlshaber auszeichnen, da bedarf es in der That des elenden äußern Flitterwerks von Gold und Seide und prahlerischen Carossen nicht, um sich Ansehen zu verschaffen, und Achtung und Gehorsam zu bewirken. Und wo jene mangeln, da ist auch dieses von sehr geringem Gewicht.

Was den Mittelstand betrifft, so ist er, wie überhaupt, so auch hierin in gewisser Rücksicht der glücklichste. Es giebt hier der Reitze und Gelegenheiten weniger, sich über den Horizont seiner na-

türlichen Kräfte emporzuschwingen, und wenn vorzügliche Fähigkeiten und Anlagen den Menschen aufwärts treiben, so fehlt es auch hier nicht gänzlich an Mitteln, den Weg dazu zu bahnen. Wir unterlassen deshalb auch mehr hiervon zu sagen, da, was hierher noch außerdem gehört, schon vorgekommen ist.

Desto mehr aber wäre über den letzten der drey angegebenen Fälle anzumerken, wenn der Mensch sich nämlich von dem Glücke so verlassen sieht, daß es ihm rastlose Mühe und Arbeit kostet, um sich auch nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu erwerben. Die Schwierigkeiten sind hier zahllos, mit denen er zu kämpfen hat. Nur die niedrigsten und undankbarsten Hanthierungen sind es, die sein feindseliges Geschick für ihn aufbehalten zu haben scheint. Nichts ist für ihn, alles ist wider ihn, und man betrachtet mit Erstaunen die Hindernisse, durch welche sich diejenigen hindurch arbeiten mußten, die, in solchen Glücksumständen gebohren, nachmals durch ihre außerordentlichen Fähigkeiten und Thaten die Bewunderung der Welt erregten, die sie erleuchteten oder umgestalteten. Und doch war es immer nur noch ein sonderbarer glücklicher Zufall, der auch diese ihrer unverdienten Dunkelheit entriß. Wie viele ihnen nicht unähnliche Köpfe müssen nicht ewig dar-

in verborgen bleiben? Ihre Eltern besitzen weder einige Kenntniß der mancherley Berufsgeschäfte und der dazu erforderlichen Eigenschaften, noch die nöthigen Einsichten, um die Fähigkeiten und Anlagen ihrer Kinder zu beurtheilen, noch Zeit und Mittel, sie zweckmäßig auszubilden. Niemand außer ihnen bemerkt und achtet auf sie, es sey denn, um sich ihrer als armseliger Lastthiere zu bedienen. Wie Centnergewicht lastet auf ihnen der Fluch des Drucks und der Verachtung aller übrigen Stände durch dummen Stolz erzeugt und durch schändliche Selbstsucht. Man betrachtet sie als die Hefe des Volks, und giebt ihnen auch diesen Nahmen, ob es gleich so manchen unter ihnen giebt, der durch den Glanz seiner ungewöhnlichen Gaben, wenn sie ausgebildet wären, unzählige, die das Glück begünstigt, verdunkeln würde; obschon so mancher kostbare Diamant sich unter ihnen findet, den nur ein ungerechtes Schicksal in eine rauhe Schaale verschließt. Mögen ihre natürlichen Anlagen geeignet seyn, für welchen Stand, für welchen Wirkungskreis sie wollen, wer findet sich, um sie zu untersuchen, für ihre Entwickelung zu sorgen, und sie in denjenigen Stand zu versetzen, in welchem sie nach ihrem ganzen Umfange wirksam werden können? Ja sehen es die Menschen aus den höhern und beglücktern Ständen nicht sogar als einen lächerlichen Ehrgeitz, ja als ein unverzeih-

liches Verbrechen an, wenn einer von ihnen einmal nach einem Posten ringt, auf den sie allein ein ausschließendes Recht zu haben vermeinen? O ihr Günstlinge des Glücks, wenn Ihr der reinen Gefühle für Menschlichkeit und der schönen Empfindungen für das, was edel, gut und groß ist, fähig seyd, so nehmt Euch dieser Verlassenen an; wendet die Summen, die Ihr in einer üppigen, die Gesundheit zerstörenden und das Herz leer lassenden Mahlzeit, oder im Frohndienst lächerlicher Moden, oder in einem freudenleeren Augenblicke auf einem unglücklichen Kartenblatte verschwendet, auf die Erziehung armer verlassener Kinder; pflegt die schönen und großen Anlagen, die die wohlthätige und gerechte Natur an so manche von ihnen vertheilte; entzieht auf diese Weise der Dunkelheit und gebt der Welt Helden, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, die ihr kräftigen Schutz, wohlthätiges Licht und weit umstrahlenden Glanz gewähren; bereitet Euch so Freuden, die keine Mahlzeit auf der Welt, keine Mode, und keine armselige Karte zu geben vermag, und flechtet Euch einen Lorbeerkranz, der unverwelklich die Herzen der späten unpartheyischen Nachwelt noch zur Verehrung und Dankbarkeit gegen Euch entflammen wird!

Es giebt zwar hin und wieder öffentliche Anstalten für die Pflege und Erziehung solcher Hülf-

losen; aber theils sind dieselben an sich mangelhaft und unzweckmäßig, theils sind sie zu selten, theils werden auch nicht alle und jede arme Kinder in dieselben aufgenommen. Außerdem haben sterbende Menschenfreunde und andre edel gesinnte Menschen auch noch durch wohlthätige Stiftungen für die Unterstützung solcher armen Leute gesorgt, die durch Fleiß und vorzügliche Anlagen sich einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung würdig zeigen. Aber zur Schande der Menschheit sey es gesagt, daß auch hier bald Mangel an gutem Willen, bald Unfähigkeit, bald der schändlichste Eigennutz sich in die beste heiligste Sache mischt, und macht, daß diese ruhmwürdigen Stiftungen bald schlecht, bald ihrem Zweck geradezu zuwider verwaltet werden. Man verwendet sie häufig entweder an solche, die ihrer gar nicht bedürfen; oder wenn man die Vortheile derselben auch wirklichen Dürftigen zu Theil werden läßt, so ist man doch wenig bedacht, die Würdigsten unter ihnen aufzusuchen und auszuwählen, weil man dabey mehr auf Empfehlungen von angesehenen Gönnern, als auf Verdienste achtet. O wie viel wäre für den ernsten Freund der guten Sache der Menschheit hier noch zu sagen und zu wünschen übrig! Aber die Grenzen unserer Materie gebieten mir, davon abzubrechen. Es sey mir genug, die Aufmerksamkeit der Menschenfreunde auf einen so wichtigen Gegenstand hinge-

lenkt zu haben; und ich erlaube mir nur noch, mit einigen Worten einem Einwurf zu begegnen, der vielleicht schon längst bey meinen Lesern aufgestiegen ist. Ist es nicht eine zu strenge Forderung, könnte man einwenden, daß Menschen, die in einem Stande gebohren und erzogen wurden, in welchem sie so viele Bedürfnisse des Luxus und des Triebes nach Ehre kennen lernten, und sich an dieselben gewöhnten, nun, weil ihre natürlichen Fähigkeiten sie für irgend einen Beruf eines niedern Standes bestimmen, in diesen Stand herabtreten sollen? Werden sie in diesem Stande, wo sie auf so manche jener Bedürfnisse Verzicht thun müssen, sich nicht überaus unglücklich fühlen? — Ich antworte: Vors erste ist es uns bey der Ausübung unsrer Pflichten gar nicht erlaubt, wie ein Handelsmann vorher den Gewinn oder Verlust zu berechnen, der davon zu gewarten steht, und nach diesem Calcul uns ihnen zu unterziehen. Und dann ist diese Furcht auch gar nicht so gegründet, als es vielleicht manchem scheinen mag. Man sorge nur, den Verstand seiner Kinder mit richtigen Begriffen über Ehre und über Glückseligkeit und Unglückseligkeit im Genuß des Lebens auszustatten; man gewöhne sie, was ohnedieß so heilsam und nothwendig ist, von Kindheit auf an eine einfache und strenge Lebensart, so, daß sie in den Stand gesetzt werden, sich in eine jegliche Lage zu fügen: so wer-

den sie nicht allein — und welcher Gewinn ist nicht schon dieß? — den Launen des veränderlichen Glücks desto sicherer trotzen, sondern sie werden sich auch in einem niedern Stande so glücklich, ja glücklicher fühlen, als in einem höhern, für den sie durch die Natur nun einmal nicht berufen sind.

γ) Außer den bisher aufgezählten allgemein und unumgänglich nothwendigen Kenntnissen giebt es nun noch verschiedene andere, die, obgleich nicht so unentbehrlich als jene, doch theils zu einem ungestörten und zufriedenen Genuß des Lebens, theils zur Zierde und angenehmen Beschäftigung des Geistes, so wie zur vollständigern Entwickelung der mannichfaltigen Anlagen desselben, welches alles nicht ohne wichtigen Einfluß auch auf die höhere Bestimmung des Menschen ist, sehr nützlich sind.

Zu den erstern gehört eine richtige und, so wie es für eines jeglichen Lage nöthig ist, ausgebreitete Kenntniß der Menschen, der Klugheitsregeln, nach welchen er sich im Umgang und Verkehr mit ihnen zu richten hat, und der Mittel, durch welche er sie auf jede erlaubte Weise für seine

Wünsche und Zwecke geneigt machen kann. Ein Mensch, dem diese Kenntniß mangelt, wird jeden Augenblick in Gefahr schweben, der Arglist, dem Betrug, der Habsucht u. s. w. zum Raube zu dienen; er wird bald gegen diese, bald gegen jene Neigung und Caprice der Menschen verstoßen, in tausenderley Verdrießlichkeiten verwickelt werden, und sich von jedem verlassen sehen, wo er den Beystand der Menschen am meisten bedarf *). Es gehört ferner dazu eine richtige Kenntniß des Werthes der Dinge, die als Gegenstände unserer Zufriedenheit und unsrer Wünsche gelten. Fürwahr ein wichtiger und reichhaltiger Text für die Aufmerksamkeit und sorgfältige Betrachtung eines jedweden Menschen! In nichts zeigt sich die Thorheit der Menschen in einem hellern Lichte, als hierin; bey keinem Gegenstande sind Mißgriffe gewöhnlicher, als bey diesem. Da laufen wir, dem spielenden Knaben gleich, immer gar zu gern dem Schmetterling nach, dessen buntes Farbengemische unser kindisches Auge ergötzt, und übersehen darüber die größten und wichtigsten Angelegenheiten und das wahre Glück des Lebens. Ich darf mich nicht aufhalten, Belege zu dieser Wahrheit zu geben: es

*) Des Hrn. von Knigge bekanntes Werk: Ueber den Umgang mit Menschen, auf welches ich hiermit den geneigten Leser verweise, überhebt mich der Mühe, diese wichtige Materie hier weiter zu erörtern.

findet ihrer jedermann genug in seiner Stadt, Städtlein oder Dörflein, in dem Zirkel seiner Familie und Bekannten, ja in seinem eigenen Leben. — Es gehört endlich dazu eine nothdürftige Kenntniß unsers Körpers, der Art und Weise ihn gesund und stark zu erhalten, der dienstlichsten Mittel, in der Noth Krankheiten selbst zuvorzukommen oder sie zu heben. Ohne eine solche Kenntniß werden wir nicht selten ohne unser Wissen die Gesundheit und Kräfte des Körpers untergraben, Krankheiten uns zuziehen, die wir leicht verhindern könnten, oder sie gefährlich werden lassen, wenn sie leicht zu heben waren, weil wir einen verständigen Arzt nicht erhalten können, oder aus Unwissenheit seine Hülfe verschmähen *).

Was nun noch diejenigen Kenntnisse betrifft, welche zur Zierde und angenehmen Unterhaltung des Geistes, und zu einer so viel möglich vollständigen Entwickelung der mannichfaltigen Anlagen desselben gehören, so giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen, die dem Menschen zu nahe liegen, als daß sie, wenn er nur einiger Muße genießt, und nicht ganz stumpfsinnig oder mißgeleitet ist, nicht seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen

*) Hierüber muß Hrn. D. Hufelands neueres allgemein bekanntes Werk nachgelesen werden.

und seine Wißbegierde reitzen sollten. Er sieht sich auf einem unermeßlichen Schauplatze von Dingen, die eben so unzählbar an Menge, als verschieden an Wesen, Gestalt, Größe, Lebens- und Wirkungsart sind. Von der Milbe bis zum Elephanten, vom niedrigen Grashalm bis zur erhabenen Ceder, vom schlechten Kiesel bis zum kostbaren Diamant, von der geringsten Erdart bis zum feinsten Golde — welche zahllose Menge von lebenden und leblosen Geschöpfen? Und keines von allen ist dem andern völlig gleich; jedes unterscheidet sich durch Größe, Gestalt, Einrichtung, Organisation, Kraft, Kunsttrieb, Nutzbarkeit und tausend andere Eigenschaften und Abweichungen von den übrigen; jedes scheint sein Daseyn auf den Untergang des andern zu gründen, und alle sind gemacht, sich wechselseitig zu erhalten, sie bilden alle nur eine einzige große wundervolle Kette von Wesen, die sich durch unzählige unmerkliche Abstufungen vom Kleinsten zum Größten, von der möglichsten Einfachheit zur verwickeltesten kunstvollesten Zusammengesetztheit, von gänzlicher Unbeweglichkeit zur schnellsten Beweglichkeit, von der unvermögendsten Schwäche zur unüberwindlichsten Kraft, von todter Leblosigkeit bis zur bewundernswürdigsten Kunstfertigkeit u. s. f. erheben, und in welcher kein auch noch so unbedeutend scheinendes Glied zur Erhaltung des Ganzen entbehrlich ist.

Richtet er seinen Blick aufwärts, so strahlt ihm bey Tage eine allerfreuliche Sonne entgegen, die durch ihren milden Strahl an allen Orten Wärme, Licht und Leben verbreitet, die, was einer unsrer großen Dichter von der Liebe singt,

— überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt;

und bey Nacht erblickt sein Auge ein zahlloses Heer von Welten, deren Menge, noch mehr aber, deren nie gestörter Einklang, mit welchem sich alle in ihren verschiedenen vorgeschriebenen Bahnen bewegen, den Geist in stummes Staunen versetzt.

Und welche Abwechselung, Veränderung und wunderbare Erscheinungen auf dem Schauplatz aller dieser Dinge selbst? Jetzt ist der Luftkreis heiter und klar; Ruhe und Friede küssen sich durch die ganze Natur — plötzlich zeigt sich in irgend einer Gegend des Horizonts ein dunkles unbedeutend scheinendes Wölkchen, das Wölkchen dehnt sich allmählig aus, das Dunkel verbreitet sich, ein brausender Sturmwind erhebt sich, grauenvolle Nacht umzieht den ganzen Gesichtskreis, alle Elemente scheinen in einen verderblichen Kampf zu gerathen, ein furchtbares Krachen rollt durch die Lüfte, von tausend Echo's nachgehallt, verderbenschwangere Blitze schlängeln sich herab auf den Erdball und

drohen Menschen, Thieren und Pflanzen Tod und Untergang. Oder der Boden erzittert unter unsern Füßen, der Schlund der Erde öffnet sich, und Wohnungen und Bewohner stürzen, die Beute einer schreckvollen Vernichtung, in ihn hinab. —

Jetzt bekleidet ein lachendes Grün die Oberfläche der Erde, mit tausendfarbigen Blumen durchwebt; Wald und Feld ertönen vom lieblichen mannichfaltigen Gesange der Vögel und vom frohen Brüllen der Heerden; malerische hoffnungsvolle Blüthen zieren die Wipfel der Bäume; säuselnde Lüfte tragen erquickende Wohlgerüche umher; alles athmet junges Leben und Fröhlichkeit, alle Sinne schwelgen an der reich besetzten Tafel der Natur. Allmählig umwandelt sich die Scene, die jugendliche Natur fängt an zu reifen, anstatt der schmuckvollen Blüthe laden reife Früchte zum Genusse ein, anstatt der frischen Saaten prangen goldne Aehren auf den Gefilden, Schwärme von Vögeln rüsten sich zu ihrem Zuge über ferne Meere, alles wird ruhiger, alles hat eine andere Gestalt gewonnen. Nun erheben sich rauhe stürmische Winde, kalter Regen entströmt den Wolken, der sich endlich in weiße Flocken verwandelt, die Bäume lassen ihre verwelkten Blätter fallen, die Thiere entfernen sich gänzlich, oder versinken in einen langen Winter-Schlaf, oder suchen schützende Zufluchts-

örter, die Dünste drängen sich in dichtes Eis zusammen, ein weißes kaltes Leichenkleid umhüllet die Erde, alles scheint ausgestorben, und der Tod eine ausschließende Herrschaft über die ganze Natur angetreten zu haben, bis der schöne Kreislauf von neuem beginnt.

Alle diese Erscheinungen gehen unaufhörlich den Sinnen des Menschen vorüber, und, selbst ein Glied von der großen Kette der ihn umgebenden Wesen, steht er mit ihnen in unmittelbarer Beziehung. Sie sind das große Magazin, an welches die Natur ihn wies, um daraus die Mittel zur Erhaltung seiner physischen Existenz zu nehmen; sie sind es, die zuerst sein schlummerndes Bewußtseyn wecken, durch welche jegliches Gefühl, jede Kraft und jede Anlage des Geistes und des Körpers den ersten Stoß zur Thätigkeit erhält, und welche ihnen der reichhaltigste Stoff und ein steter Antrieb zu ihrer fortschreitenden Entwickelung sind; sie sind die große Leiter, auf welcher der denkende Geist in seine unsichtbaren Welten steigt; sie liefern ihm die Materialien zu allem, was seine sinnreiche Kunst zu seinem Bedürfniß und zu seiner Bequemlichkeit bereitet; sie sind es, die alle seine Sinnen bald in Wohlbehagen, bald in Schmerz versetzen, die ihn bald erfreuen, bald mit Furcht und Bangigkeit erfüllen: sie sind eben so geschickt, seinen Kör-

per zu zerstören, als Mittel zu seiner Erhaltung abzugeben.

Sollten alle diese Dinge nun nicht seine Aufmerksamkeit fest halten — wenigstens verdienen? Sollten sie ihm nicht die Fragen ablocken: Was sind dieß alles für Dinge? Wie sind sie einzeln beschaffen? Was bringt unter ihnen diese erstaunenswürdige Mannichfaltigkeit hervor? Was macht jedes einzelne fähig, sich zu erhalten, und, wie es wirkt, zu wirken? Und wie greift das, dem Anschein nach, sich günstig widerstrebende Triebwerk in einander zur Erhaltung des großen Ganzen? Was hab' ich von jedem zu fürchten? Was kann mir jegliches nützen? Was wirkt alle diese sonderbaren, zum Theil so fürchterlichen Erscheinungen? Was tragen sie zum Vortheil oder Nachtheil des Ganzen bey? — Und wenn dann sein fortsehendes Auge erst eines und das andere in der Nähe betrachtet, und die kunstvolle Weisheit in der Struktur oder im Bau jedes Einzelnen, und in der zweckmäßigsten Zusammensetzung aller Theile seines Körpers, so wie alle die Kräfte, künstlichen Fertigkeiten und übrigen Eigenschaften desselben zu bewundern Gelegenheit findet — wie sollte es dann möglich seyn, daß er hierbey stehen bleiben könnte, daß seine Wißbegierde nicht von einem heißen Durst nach immer vollkommeneren und ausgebreiteteren

Kenntnissen dieser Wunder der Natur entbrennen sollte?

Nehmen aber schon die Gegenstände der vernunftlosen Natur den Verstand und die Aufmerksamkeit des Menschen mit so vielem Recht und mit so großer Andringlichkeit in Anspruch; wie viel mehr werden dann nicht die Wesen seiner eigenen Gattung, die sich durch so viele Vorzüge so unendlich über jene erheben, und durch ein weit innigeres Interesse mit ihm verknüpfet sind, seiner ganzen Aufmerksamkeit würdig seyn?

Alle Menschen sind mit ihm unter einem und demselben heiligen Gesetze, unter dem Gesetze der Vernunft, vereinigt; alle haben durch dasselbe gleiche Pflichten, gleiche natürliche Rechte; jeder ist in seiner freyen Thätigkeit zur Rücksicht auf alle aufgefordert, er kann, er darf sie nicht aus seiner Acht lassen; alle sollen nach einem und demselben höchsten Ziele streben, alle sollen ein harmonisches Ganzes bilden, das sich, so wie die Natur nach einerley Gesetz der Nothwendigkeit, nach einem allgemeinen Gesetze der Freyheit bewegt. Außer diesem allgemeinen Bande, wodurch die Vernunft alle Menschen zu einem großen unzertheilbaren Ganzen vereinigt, und welches eben so nothwendig als heilig ist, giebt es noch eine Menge anderer sehr

nahe bringender Verbindungsgründe, die sich vornehmlich auf die Bedürfnisse der Menschen beziehen, und aus der wechselseitigen Hülfe entspringen, die einer dem andern zur Befriedigung derselben leistet. Da giebt es so mancherley öffentliche und besondere Verträge, so mancherley Familien- Gesellschafts- Freundschafts- und andere Verhältnisse, die alle durch ein gemeinsames Band zwischen den einzelnen Gliedern bestehen, und unzertrennlich Menschen an Menschen ketten.

Unter allen den Dingen ferner, die man in dem Hause auch nur eines geringen Bürgers findet, gehört nicht kaum ein Hunderttheil seiner eigenen Arbeit, und die übrigen neun und neunzig Hunderttheile dem Fleiß und der Geschicklichkeit anderer Menschen an? Reißet den Menschen nun aus dieser Verbindung mit andern seiner Gattung heraus — wer wird seinen schwachen Verstand zur nothwendigen Erkenntniß seiner selbst, seiner Bestimmung, seiner Rechte und Pflichten, des Nützlichen und Schädlichen, und so vieler anderen Gegenstände leiten? Wer wird des allein so Schwachen Leben und Haabe vor dem Angriff mannichfaltiger Feinde schützen? Wer in Krankheiten und bey herannahender Schwäche des Alters ihm hülfreichen Beystand leisten? Wer wird in Unglück und Leiden ihm rathen, ihn trösten, ihn helfen? Wer

wird seinen Schmerz durch freundschaftliche Theilnahme lindern, wer seine Freude durch Mitgenuß verdoppeln? Was wird selbst derr eichste Ueberfluß der Natur ihm nützen, wenn niemand ihn denselben kennen und gebrauchen lehrt? Ja wird er, getrennt von Menschen, sich nicht sogar zu den Thieren gesellen, und weder durch Sprache noch Handlung seine hohe Abkunft verrathen?

Nur in gesellschaftlicher Verbindung mit andern Menschen also können sich die vielfältigen Anlagen des Geistes und Herzens entwickeln; nur in dieser kann der Mensch weise, gut und glücklich werden; nur in ihr kann er der hohen Bestimmung seiner Natur entgegen gehen, nur in ihr seine menschliche Würde behaupten.

Sollten nun diese Menschen, die jedem einzelnen so viel sind, und ohne welche er so gar nichts wäre, nicht für ihn das wichtigste Interesse gewinnen? Sollte er nicht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ihren Zustand hinsehen? — Er erblickt in ihnen so viele große Anlagen, ein so dringendes Streben nach Glückseligkeit; er weiß sie mit sich zum höchsten Zweck alles Daseyns bestimmt: sollte er da nicht begierig werden zu erfahren, wie weit sie in der Entwickelung aller dieser großen Anlagen, in der Befriedigung dieses brennenden Trie-

des nach Glückseligkeit, in der Annäherung zu jenem höchsten Zwecke fortgerückt sind? Was ihren Fortschritt begünstigt, was aufgehalten, oder sie wieder rückwärts geschleudert? — Er sieht sie in so vielen verschiedenen Nationen auf der Erde vertheilt: sollten ihm dabey nicht die Fragen einkommen: Was für Verschiedenheiten finden sich unter ihnen? Was für Verbindungen walten zwischen ihnen ob? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? Wie weit ist jede in der Erreichung der vorhin angegebenen Zwecke gekommen? Was für Umstände sind einer jeden ins besondere — in Rücksicht auf ihren verschiedenen Wohnplatz, auf ihre Schicksale, und auf ihre Vergesellschaftung — dazu vortheilhaft oder nachtheilig gewesen? — Er sieht seine Rechte durch die bürgerliche Verfassung, in welcher er sich befindet, mehr oder weniger geschützt: sollte er dadurch nicht gereitzt werden, diese Verfassung, ihre guten und ihre schlechten Seiten, ihre Mängel und ihre Vorzüge, an und für sich selbst, und in Vergleichung mit denen anderer Völker kennen zu lernen? — Er sieht sich von einer Menge vortheilhafter und nachtheiliger, zweckmäßiger und unzweckmäßiger Einrichtungen umgeben, die auf sein Wohl und auf seine Zufriedenheit so großen Einfluß haben: sollte er nicht ihre eigentliche Beschaffenheit, ihren Ursprung u. s. w. zu erforschen begierig werden? — Er bemerkt im

täglichen Gebrauch so mancherley Erfindungen und Kunstwerke, die durch leichte Mittel ihm zu Gebote stehen, und so geschickt zu seiner Bequemlichkeit sind: sollte er nicht zu lernen wünschen, wie alle diese Erfindungen entstanden, und wie alle diese Werke von so verschiedener, größerer oder geringerer Kunst, verfertigt werden? mit einem Worte, wodurch ihm diese ruhige, sichere und bequeme Existenz gewirket wird?

Physik, Naturgeschichte, Astronomie, Geographie, Länder- und Völkerkunde, Geschichte, Technologie, Handelschaft, Staatsverfassung u. a. m. alle diese verschiedenen vielumfassenden Wissenschaften sind also Gegenstände, auf welche einen jeden sein Zustand bey einigem Nachdenken ganz natürlich hinleitet; die eben so geschickt sind, eine angenehme Unterhaltung des Geistes, als die Entwickelung der mannichfaltigen Anlagen desselben zu befördern, und die also niemand, dessen Zustand es ihm nicht ganz unmöglich macht, sich um sie zu bekümmern, vernachlässigen sollte.

Daß sie aber geschickt sind, den Geist auf eine angenehme Weise zu unterhalten, erhellet schon aus dem Interesse, das sie durch die Beziehung, in welcher sie zum Theil mit allen, zum Theile doch mit einem jeden stehen, der in einer cultivirten

bürgerlichen Gesellschaft lebt, für ihn gewinnen müssen. Sie öffnen ferner vermöge ihrer auffallenden und wichtigen Eigenschaften der natürlichen Wißbegierde des Menschen ein weites Feld, die, einmal angeregt und auf solche Gegenstände gelenkt, nirgends Stillstand findet, und durch jede neue Nahrung neuen Reitz zu ausgebreiteterer Befriedigung erhält. Sie erhalten den Geist in einer steten angenehmen Thätigkeit; er schweift mit einer Art von Wolust in den weiten Gefilden seiner Ideen umher, und indem sie ihm stets neue Aussichten öffnen und neue Aufschlüsse über unbekannte Dinge und Wahrheiten gewähren, so befriedigen sie nicht allein seinen starken Trieb nach deutlicher und gründlicher Einsicht von Dingen, die ihn stets umgeben, und mit seinem Interesse so innig verwebt sind, sondern sie schmeicheln auch seiner Eigenliebe, die mit dem lebhaftesten Wohlgefallen das Wachsthum seiner Kenntnisse und seines Verstandes wahrnimmt. Wie groß das Vergnügen dieser Unterhaltung des Geistes sey, das beweist auch der nie zu stillende Durst nach immer zu erweiternden Kenntnissen, den wir bey vielen, besonders gelehrten Personen gewahr werden, und wenn sich im Gegentheil bey so manchen andern eine Art von Abneigung gegen eine solche Geistesbeschäftigung zu zeigen scheint, so rührt dieß — den seltnen Fall ausgenommen, daß eine ungewöhnliche Stumpf-

heit des Geistes für alles Denken, Beobachten und Lernen unfähig macht — ohne Zweifel blos daher, weil sie durch irgend eine herrschende widerstreitende Neigung, oder durch zu große Zerstreuung und ähnliche Ursachen, die jedoch insgesammt zu heben sind, davon abgezogen werden, oder, welches unstreitig der gewöhnlichste Fall ist, weil sie nie auf dergleichen Gegenstände geleitet, oder auch falsch geleitet und nicht gewöhnt wurden, sie aus dem von uns angegebenen Gesichtspunkte anzusehen, nie aber, weil sie ihnen von Natur zuwider wären.

So geschickt aber diese Gegenstände zu einer angenehmen Unterhaltung des Geistes sind, eben so sind sie es auch zur Entwickelung seiner verschiedenen Anlagen. So lange diese Anlagen unthätig bleiben, so lange bleiben sie auch unentwickelt, d. h. die ihnen von Natur beywohnende Kraft bleibt ohne Annäherung zu dem Zustande ihrer möglich vollen Wirksamkeit oder Wirkungsfähigkeit, zu dem sie nur durch immerwährende zweckmäßige Thätigkeit gelangt. Diese erfordert aber einen ihr angemessenen Stoff. Je mehr zweckmäßiger Stoff ihr nun dargeboten, und je mehr und je lebhafter sie dadurch in Thätigkeit gesetzt wird, desto mehr entwickelt sie sich auch, desto schneller nähert sie sich dem Zustande ihrer vollen Wirksamkeit. Dazu kann aber kein zweckmäßigerer Stoff angetroffen werden,

als der, welcher so wohl mit dem höchsten Zweck der Menschheit in der wohlgeordnetesten Beziehung steht, als auch dem Geist eine angenehme Beschäftigung gewährt, und ihn so stets zu fortwährender lebhafter Thätigkeit reitzt, d. i. ein solcher, wie ihn die vorhin genannten Wissenschaften in reichem Maße darreichen.

Ein sorgenfreyer, zufriedener, ungestörter Genuß des Lebens, so wie eine angenehme Unterhaltung des Geistes und Entwickelung der Anlagen desselben sind aber auch von sehr großem Einfluß auf die höhere Bestimmung des Menschen. Die Wahrheit dieses Satzes giebt sich auf eine in die Augen springende Weise im Großen so wohl, wie im Kleinen zu erkennen. So lange noch ein Volk mit Dürftigkeit und Nahrungssorgen ringt, ist weder an Ausbildung des Geistes noch des Herzens zu denken. Jeder ist beschäftigt genug, die dringenden Forderungen seiner thierischen Natur zu befriedigen. Nur wenn Arbeitsamkeit oder andere glückliche Umstände Ueberfluß erzeugt, und einen Theil der Nation von den niedrigern Sorgen für ihre thierische Existenz befreyet haben, fängt allererst der nach Unterhaltung und Thätigkeit strebende Geist einzelner Mitglieder, besonders durch das Gefühl seiner natürlichen Kraft, und durch Wißbegierde gereitzt, an, seine Aufmerksamkeit auf höhere von thierischen Bedürfnissen entfernte Gegenstände zu lenken, und in ih-

nen seine Beschäftigung zu suchen. So beginnt und wächst im Allgemeinen, und der Natur der Sache gemäß, die Cultur aller Völker. Wird aber auch ein Volk, das bereits auf einer ansehnlichen Stufe der Cultur angelangt ist, in innere oder äußere Unruhen und Kriege verwickelt, so sind diese nicht selten hinreichend, den Gang der Cultur auf eine lange Zeit zu hemmen, oder das Volk gar wieder in den traurigsten Zustand der Barbarey zurück zu stoßen, und auch die geringste Spur ihrer ehemaligen Ausbildung zu vernichten. Wer sich den Zustand des ehemaligen Roms und Griechenlands denkt, und jetzt nur einen flüchtigen Blick auf diese ehemals so erleuchteten Staaten, besonders auf die unter der barbarischen Tyranney der Türken, wirft, wird keines Commentars zu dieser Bemerkung bedürfen.

So wie es nun im Großen, bey ganzen Nationen ist, so verhält es sich auch in Betreff einzelner Menschen, in jedwedem Zustande der Cultur des Ganzen. Beständige Sorge für die nothwendigsten Bedürfnisse der rohen Natur, Leiden aller Art und unruhige Begierden und Leidenschaften halten den Geist gleichsam gebannt in den niedern Schranken der Sinnlichkeit, ersticken jeden Reitz, und lähmen jede Kraft, mit welcher er sich sonst in die erhabenere Sphäre seiner vernünftigen Natur

aufzuschwingen strebt. Daher finden wir, daß Leute von einer sorgen- und unruhvollen Lebensart, oder deren Thätigkeit stets gespannt ist, um sinnlichen Genuß zu erjagen, oder auf Befriedigung ihrer Eitelkeit auszugehen, sich wenig oder gar nicht um die höhern Angelegenheiten ihrer Menschheit bekümmern, oder doch nicht die erforderliche anhaltende und planmäßige Sorgfalt darauf verwenden. Dazu gehört eine gewisse pythagoräische Gleichmäßigkeit, eine immerwährende stille Ebbe der Begierden und Leidenschaften, und ein zufriedener so viel möglich ungestörter Genuß des Lebens. Nur ein solcher Zustand öffnet dem Geist und Herzen einen freyen Spielraum, um mit ihrer ganzen natürlichen und erworbenen Kraft für ihre eigentliche Bestimmung thätig zu seyn.

Aber auch in einem solchen Genuß des Lebens begünstigt nichts mehr die Pflege der vernünftigen Natur in Rücksicht auf Erkenntniß und Handlung, als eine angenehme Unterhaltung des Geistes und Entwickelung der Anlagen desselben, nach der Art, wie es oben gezeigt worden ist. Eine deutliche und vollständige Einsicht in unsere Pflichten und Rechte, in die Natur und Gesetzgebung der praktischen Vernunft, in den den vernünftigen Wesen durch sie aufgegebenen höchsten Endzweck ihres Willens und die dazu nothwendig voraus zu setzenden Bedingun-

gen der Möglichkeit desselben, eine hinlängliche Erkenntniß des Willens und des gesammten Begehrungsvermögens, mithin auch der Hindernisse, die sich unserm Streben nach Erreichung jenes aufgegebenen Endzwecks in den Weg stellen, und der Mittel, sie aus dem Wege zu räumen oder zu besiegen — ist die erste unentbehrliche Bedingung, so wohl um seine Würde als vernünftiges Wesen recht lebendig zu empfinden, als auch um Kraft und Willfährigkeit genug zu erhalten, nach jenem Endzweck aus allen Kräften zu streben, und durchaus ihm gemäß handeln zu können.

Eine solche Erkenntniß aber, die so viel umfassend ist, und aus so vielen abstrakten Begriffen und zusammengesetzten Schlüssen besteht, erfordert Kraft und Uebung des Verstandes und der Vernunft, so wohl um sich dieselbe eigen machen, als auch sie sich stets ohne Schwierigkeit und abschreckende Mühe gegenwärtig erhalten zu können. Jede Betrachtung sinnlicher Gegenstände, denen sich der Mensch durch den natürlichen Reitz der Wißbegierde, und wegen der Leichtigkeit, mit welcher die Erkenntniß derselben erworben wird, mit Vergnügen überläßt, und alle dadurch geschehende Entwickelung seiner intellectuellen Fähigkeiten, ist daher Vorbereitung auf jene höhere und abstraktere Art der Erkenntniß; und je vertrauter er sich mit

dergleichen Betrachtungen macht, je mehr seine Erkenntniß solcher Gegenstände sich erweitert, und seine geistigen Anlagen an Kraft und Wirksamkeit gewinnen, desto geschickter wird er auch, jene abstraktern Gegenstände einzusehen und zu beurtheilen, und jene zusammengesetzten Schlüsse mit Deutlichkeit aus einander zu setzen, selbst zu bilden, mit Leichtigkeit zu überschauen, und sie nach Belieben sich zu vergegenwärtigen, desto geneigter, ja desto begieriger wird er werden, zu ihnen aufzusteigen, desto lebendiger wird er seine menschliche Erhabenheit fühlen, desto bereitwilliger wird er seyn, seine so stark gefühlte Würde durch die That zu behaupten, und sich immer mehr in derselben zu befestigen.

Es liegt ferner in der Natur der Sache, daß, so wie jede Kraft in der Natur desto mächtiger wirkt, wenn sie in ihrer Sphäre allein und uneingeschränkt von andern wirksam ist, also auch die Sinnlichkeit *) einen desto stärkern Einfluß auf das Herz

*) Es giebt eine theoretische und eine praktische Sinnlichkeit. Jene ist Empfänglichkeit für Eindrücke überhaupt, oder das Vermögen, Eindrücke zu empfangen (Receptivität), diese — Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme Eindrücke, oder Gefühle. Letztere kann wieder unterschieden werden in die höhere, und in die niedere: in jene, so fern sie sich auf höhere geistige angenehme Eindrücke, die durch Gegenstände und Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft bewirkt werden, bezieht, in diese, so fern sie

und die Handlungsart des Menschen hat, je weniger sie durch die Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft gestört und beschränkt wird; daß im Gegentheil in eben dem Maße, in welchem diese thätig sind, die Stärke und der Einfluß jener geschwächt wird, und daß also, da die Sinnlichkeit eben der stärkste Antipode der Sittlichkeit ist, alles, was jene schwächt, ein Beförderungsmittel dieser ist.

Wenn nämlich das Gemüth nicht durch Gegenstände der Erkenntniß, so fern sie das sind, in Thätigkeit ist, so hat die Einbildungskraft freyen Spielraum, in dem Gebiet der Vorstellungen umher zu schweifen, und der Sinnlichkeit allerley angenehme Vorstellungen herbey zu führen; und diese nimmt dann, besonders wenn der Verstand, wie in einem solchen Falle gewöhnlich, über die Veränderungen des Gemüths nicht nach Principien wachsam ist, so wohl diese, als alle andere Eindrücke von außen her, ohne Widerstand auf. Da nun natürlicher Weise ihre Stärke durch die beständige Wiederholung und durch die große Menge der Eindrücke immer mehr wächst, und sie es ist, die in einem

---

es mit niedern sinnlichen Gegenständen der thierischen Begierden und Neigungen zu thun hat. Je höher der Grad dieser Empfänglichkeit intensiv und extensiv ist, desto stärker ist die Sinnlichkeit, desto mehr Macht hat sie über das Begehrungsvermögen.

solchen Zustande auch allein das Begehrungsvermögen bestimmt, so muß sie über letzteres endlich eine vollkommene Herrschaft gewinnen, und der Mensch fast ganz und gar der Sklave der Sinnlichkeit werden. Dazu kömmt, daß das Gemüth, besonders bey Personen von lebhaftem Temperament, immer Beschäftigung begehrt; wird diese nun nicht durch eine nützliche Thätigkeit des Verstandes gewährt, oder ist dieser müßig, so erwachen allerhand Begierden und Leidenschaften, und treiben den Menschen zu ihrer Befriedigung an, und die Gewalt der Sinnlichkeit wird so immer mehr erweitert.

Beyspiele zur Bestätigung dieser Wahrheit bietet die Erfahrung dem Menschenbeobachter in Ueberfluß dar. Alle gehorchen dieser Aufforderung der Sinnlichkeit, nur ein jeder, nach der individuellen Beschaffenheit seiner Neigungen, seines Geschmacks, seiner äußerlichen Umstände und Verhältnisse u. s. w., auf eine eigenthümliche Art. Der Einsame — der nähmlich unbeschäftigt ist — überläßt sich den Träumen seiner Phantasie, macht Entwürfe zur Befriedigung seines Durstes nach Gold oder eitler Ehre, oder schmiedet Pläne zum Verderben seiner Feinde oder von ihm gehaßter Menschen, oder ergiebt sich der schmerzvollen Erinnerung mißlungener Wünsche, oder dem empfind-

lichen Anblick erduldeter und noch zu erwartender Leiden, oder der trugvollen Hoffnung zukünftiger Freuden u. s. f. — Der Spiellustige eilt zum Spieltische, um durch eine vom blinden Zufall bewirkte immerwährende Ebbe und Fluth von unruhiger Erwartung und verdrußvoller Täuschung die edle Zeit zu verschwenden, oder um — wenn er anders eines solchen Gefühls noch fähig ist — mit dem bittern Bewußtseyn, in einem elenden freudenleeren Augenblicke einen großen Theil seines Vermögens verschleudert, und seiner Familie oder nothdürftigen Freunden und Armen entzogen, ja vielleicht gar sich in eine verzweiflungsvolle Lage gebracht, oder, falls der Zufall auf seiner Seite gewesen war, andre darein gestürzt zu haben, wieder nach Hause zu kehren. —

Die Verehrer des Bachus suchen Trinkgelage, und die Diener des Momus Schmausereyen auf — jene, weil die Natur sie zu ihrem Verdruß mit Vernunft begabte, um sich eine Zeit lang in den ihnen behaglichsten Zustand vernunftloser Thiere zu versetzen, — diese, denen nicht genügt, gleich andern Thieren ihrem Körper das von der Natur vorgeschriebene Maß von Nahrung zum Opfer zu bringen, um auch auf künstliche Weise ihre thierische Eßlust zu befördern, und es im Thierseyn weiter als alle Thiere selbst zu bringen — alle aber,

um die unersetzbaren Kräfte ihres Geistes und Körpers auf die unanständigste Weise zu zerstören.

Medisante Frauenzimmer — denn diesen legt man, ich weiß nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht, diesen Fehler vorzüglich zur Last gesellen sich zu klatschigen Weibern, um die unbedeutendsten Handlungen der Menschen vor ihr geschwätziges Gericht zu ziehen, und mit giftigem Zahn ihre Ehre und ihren guten Ruf zu benagen. — Und eben so suchen andere auf noch andere oft weit schlimmere Weise die müßige Zeit zu vergeuden.

Und dieß ist der Fall nicht blos bey einzelnen Menschen, sondern selbst bey ganzen Nationen. Viele rohe Nationen unserer Zeiten, z. B. die Kirgisen und Baschkiren in Siberien, und ehedem selbst unsre Väter wußten insgemein, weil außer Krieg und Jagd ihr Geist und Körper ohne alle Beschäftigung waren, ihre Zeit nicht anders hinzubringen, als bey den unmäßigsten Saufgelagen, von denen sie nicht selten mit blutigen Köpfen zurück kehrten, wo nicht gar todt auf der Stelle blieben, oder bey ausschweifenden Spielen, die sie oft um das Theuerste, was der Deutsche besaß, um ihre Freyheit brachten, welches, den Reisebeschreibern zufolge, noch jetzund öfters der Fall unter den Negern auf der Küste Guinea seyn soll.

Auch selbst cultivirte Nationen machen hierin keine Ausnahme, nur daß diese verderbliche Zeitverschwendung sich bey ihnen auf eine verfeinerte Weise zeigt.

Das vortrefflichste Mittel, diesen nachtheiligen Ausschweifungen der Sinnlichkeit zur Zeit der Erholung von den Geschäften des Berufs entgegen zu arbeiten, und ihre Gewalt überhaupt zu schwächen, ist angenehme Beschäftigung des Geistes durch solche Gegenstände, wie wir oben angezeigt haben.

Wenn in den müßigen, d. i. denjenigen Stunden, welche nicht durch Berufs- und andere festgesetzte Arbeiten ausgefüllt werden, der Verstand sich mit allerhand nützlichen Gegenständen der Erkenntniß beschäftigt, so herrscht, weil da die ganze Thätigkeit des Gemüths auf diese gerichtet ist, in dem Gebiet der Sinnlichkeit gänzliche Ruhe. Es können also während dieser Zeit weder neue sinnliche — die sich auf thierische und niedrige Begierden und Leidenschaften beziehen — angenehme Eindrücke aufgenommen werden, noch bereits aufgenommene mit erheblicher Deutlichkeit vermittelst der Einbildungskraft in dem Bewußtseyn vorkommen, und wenn auch die Sinnlichkeit durch das Angenehme, welches eine solche Beschäftigung des Verstandes mit sich führt, mit interessirt ist, so spielt sie doch nicht allein eine bloße Nebenrolle,

sondern sie ist auch auf eine für die geistige Natur selbst günstige Weise thätig, und indem sie durch das Interesse, welches ihr jene Gegenstände gewähren, für dieselben gewonnen wird, so wird sie selbst Beförderer in einen solchen Beschäftigung. Der Vorrath niedrig sinnlicher angenehmer Gefühle wird folglich dadurch nicht nur weniger vermehrt, sondern die bereits vorhandenen verlieren auch, weil sie öfters aus dem Bewußtseyn verdrängt werden, einen großen Theil von ihrer Stärke, und eben so auch die niedre Sinnlichkeit, weil sie öfters außer Thätigkeit gesetzt wird. Dagegen kommen neue Vorstellungen von zum Theil fremder, zum Theil ganz entgegengesetzter Natur in das Gemüth; eine gleichfalls entgegengesetzte Kraft wird thätiger und stärker; selbst die höhere Sinnlichkeit nimmt gegen die niedere Parthey, und alle zusammen sind Feinde der letztern, die ihre Gewalt in eben dem Grade vermindern, in welchem sie selbst daran gewinnen, und dieß geschieht besonders durch häufige Wiederholung jener Beschäftigung des Verstandes. Auch wirken diese neuerworbenen Vorstellungen nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Folge. Sind sie einmal im Gemüthe, so wird die Einbildungskraft durch das ihr eigenthümliche Gesetz ihrer Wirksamkeit häufig veranlaßt und bestimmt, das Gemüth auf dieselben zurück zu führen, dadurch von Gegenständen der Sinnlichkeit abzuziehen,

und folglich jene die letztere schwächende Thätigkeit des Verstandes stets zu erneuern. Alle Begierden und Leidenschaften gleichen überhaupt einem Feuer. Je mehr diesem Luft und Nahrung entzogen, und je mehr ihm die entgegenwirkende Kraft der Feuchtigkeit entgegen gesetzt wird, desto geringer wird es, desto mehr verliert es an Kraft: je mehr es aber die erstern, und je weniger die letztere findet, desto mächtiger wird es, desto verheerender und furchtbarer erweitert es seine Grenzen.

Der Geitzige kann, während sein Geist z. B. mit der Betrachtung einer Naturerscheinung, oder mit der Lektüre einer merkwürdigen Begebenheit, oder mit der Betrachtung einer schönen und großen That, oder eines seltnen Mannes, oder irgend eines andern eben so interessanten als lehrreichen Gegenstandes beschäftigt ist, weder an sein Gold, noch auf Mittel denken, sich neues zu erwerben. Der Trinklustige vergißt seine Flasche, der Spiellustige seine Karte, der Ehrsüchtige seine Pläne und seinen genossenen Weihrauch, eitle Weiber und Mädchen sind unbekümmert um Moden und Eroberungen, und der gute Nahme ehrlicher Leute bleibt in Ruhe vor den geifernden Lippen der Verläumdung. Der Geist nimmt während einer solchen Beschäftigung einen besondern Schwung; er fühlt sich in einer ätherischen reinern Luft, als sonst in

dem gröbern Dunstkreis seiner Sinnlichkeit; er empfindet mit einer feyerlichen Wonne das Göttliche in seiner Natur; ein sanftes heitres Vergnügen umschwebt ihn, das nicht, wie das Vergnügen durch unlautre Gefühle, mit einer gewissen Bitterkeit vermischet ist, und er kann nicht umhin, in einer solchen Stimmung diese Gefühle in einem nachtheiligen Lichte zu sehen. Die Folge davon wird seyn, daß er nicht allein während der Verrichtung seiner Geschäfte, und überhaupt außer der Zeit dieser Beschäftigung des Verstandes, bey jeder Veranlassung um so lieber auf dieselbe zurück kömmt, da sie ihm ein so reines anziehendes Vergnügen gewährt, und daß dadurch auch zu solcher Zeit die niedre Sinnlichkeit geschwächt wird, sondern daß er auch, so oft er kann, mit Vergnügen zu ihr zurück kehrt, und daß er auf seine niedrigern Begierden und Gefühle, die ihm dabey in einem so verächtlichen Lichte erschienen sind, aufmerksam wird, und sich ihnen weniger als sonst so unbedingt überläßt. Ueberhaupt aber erhellet aus allem bisher gesagten, daß der Verstand durch eine solche Beschäftigung immer mehr gleichsam in Freyheit gesetzt, die niedre Sinnlichkeit durch ihn geschwächt und angewöhnt wird, mit ihren Forderungen an das Begehrungsvermögen öfters zurück zu treten, daß die höhere Sinnlichkeit geweckt und häufig bestimmt wird, die niedere zu verdrängen, und daß

durch dieses alles der Verstand auch einen entscheidenden Einfluß auf das Begehrungsvermögen und das ganze Willensgeschäft erhält. Ist er aber einmal in dem Besitz einer freyen selbstthätigen Wirksamkeit, so kann und wird er sich auch mit minderer Schwierigkeit und mit mehrerer Bereitwilligkeit der Betrachtung und Erwägung der erhabensten Gegenstände der praktischen Vernunft und ihrer Vorschriften überlassen, diese, wie er, die entgegenstehenden Forderungen der niedern Sinnlichkeit mit größerer Leichtigkeit zurück weisen, und nach sich den Willen bestimmen können und die höhere, die, durch jene angenehme Beschäftigung des Verstandes vorbereitet, die Erhabenheit ihrer Gesetze und der darnach eingerichteten Handlungen lebendig fühlen muß, wird ihr dabey eine nicht unbedeutende Unterstützung gewähren. Nicht zu gedenken, daß schon bey jener Beschäftigung des bloßen Verstandes durch so mancherley den Menschen und das durch die sittliche Vernunft vorgeschriebene Geschäft des Willens betreffende Gegenstände das moralische Gefühl geweckt, geübt, gebildet, und dadurch die den Gesetzen der praktischen Vernunft gemäß einzurichtende Thätigkeit des Willens unendlich erleichtert wird.

„Ich gebe zu", höre ich mir hier entgegen setzen, „daß eine solche Beschäftigung des Geistes in

den Stunden der Muße von vielfältigem Nutzen und von einem sehr heilsamen Einflusse auch auf die moralische Vervollkommnung des Menschen sey: aber liegt nicht diesen Vorschriften Mangel an Erfahrungskenntniß der menschlichen Natur zum Grunde? Heißt es nicht von dem so sinnlichen Menschen ein seine Kräfte übersteigendes Opfer fordern, wenn man verlangt, daß er in den Stunden, die ihm von seinen ernsthaften und oft so ermüdenden Geschäften übrig bleiben, auf allen bloß sinnlichen Genuß Verzicht thue, und sie lediglich der Erkenntniß auch noch so nützlicher Gegenstände weihe?“ Ich antworte: diese Beschäftigung gewähret selbst einen so anziehenden, obgleich von dem der niedern Sinnlichkeit himmelweit verschiedenen, und nur die höhere reizenden Genuß, daß die meisten, die ihn einmal recht kennen gelernt, und die Annehmlichkeiten desselben geschmecket haben, ihn dem bloß sinnlichen weit vorziehen werden. Jedoch bin ich auch weit von der Meynung entfernt, daß man den letztern sich gänzlich versagen müsse. Aus weisen Absichten hat die Mutter der Dinge des Sterblichen geistige und sinnliche Natur zu enge mit einander verkettet, als daß er sich den Forderungen der letztern so ganz und gar entziehen könnte. Sinnlicher Genuß ist und bleibt die Würze des menschlichen Lebens; ohne ihn verliert es seinen stärksten Reitz und wird unschmackhaft wie ein Gericht, dem

es an Salz gebricht. Er ist die große Triebfeder, die gleich einer Zauberruthe unser ganzes Wesen in neue Thätigkeit versetzt. Ohne sie geräth das ganze Triebwerk ins Stocken, und wird unfähig, seinen Dienst zu verrichten. Man mag also immer dann und wann der niedern Sinnlichkeit ein Opfer bringen, so weit es unter der leitenden Aufsicht der Weisheit und Klugheit geschehen kann, und jene Beschäftigung des Verstandes, die so gemacht ist, den Geschmack zu läutern, das Gefühl zu verfeinern, und die ganze menschliche Natur zu veredeln, wird selbst das wirksamste Mittel gegen unedle und rohe Ausschweifungen werden. Nur muß diese Beschäftigung des Verstandes, diese des Menschen weit würdigere Art des Genusses nicht hintan gesetzt werden, sondern den größten Antheil an den Stunden der Erholung erhalten. Auch kömmt hierbey sehr viel auf die Geschäfte, Umstände, und subjective Beschaffenheit jedes Einzelnen an. Der Gelehrte, dessen Beruf schon fordert, den Geist unabläßig durch wissenschaftliche Gegenstände anzustrengen, braucht mehr Zerstreuung zur Zeit der Muße, und kann daher auch nur einen geringern Theil auf jene Art der Geistesbeschäftigung wenden, als der Geschäfsmann, der Soldat, und andere Personen von ähnlichen Geschäften, deren Verrichtungen schon mehr Zerstreuung zulassen und mit sich führen. Und so giebt es andere hieher gehörige

Verschiedenheiten, welche alle anzuführen, zu weitläuftig seyn würde.]

„Aber wenn es gegründet ist", wendet ein anderer ein, „daß die Sinnlichkeit zum Vortheil der Moralität in eben dem Grade geschwächt wird, in welchem der Verstand durch wissenschaftliche Gegenstände thätig ist, wie kömmt es denn, daß die gelehrtesten Personen nicht auch die besten sind, und daß in den aufgeklärtesten Zeiten gerade die größte Verderbtheit und Sittenlosigkeit herrscht?" Der Einwurf hat viel Schein. Die Erscheinung ist in der That, leider! gar nicht neu, die gründlichste und umfassendeste Gelehrsamkeit mit dem schändlichsten Charakter, und mit der verwerflichsten Sittenlosigkeit vereinbart zu finden; und die ungeheuerste Zügellosigkeit und die unbegrenztesten Ausschweifungen zeigten sich, nach der Geschichte, gerade in Staaten, wo Wissenschaften und Künste sich in ihrem größten Flor befanden. Wenn nun auch die oben aufgestellten und bewiesenen Sätze durch die Natur des menschlichen Gemüths gegründet sind, so entsteht hier ein äußerst auffallender wenigstens anscheinender Widerspruch, der für jeden denkenden Kopf und für jedes edle Herz ein so starkes Interesse haben muß, daß es gewiß der Zeit und Mühe nicht unwerth ist, mit aufmerksamem Blick dabey ein wenig zu verweilen, und daß ich mich auch

durch den etwanigen Vorwurf zu großer Weitläufigkeit davon nicht mag zurück schrecken lassen. Was kann überhaupt interessanter und wichtiger seyn, als das menschliche Gemüth in seiner verborgenen Werkstatt zu belauschen, das verwickelte Gewebe seiner Neigungen, seiner Leidenschaften, Wünsche und Entschließungen aus einander zu wirren, und zu beobachten, auf was für Weise es sich allmälig unter dem Druck sinnlicher Begierden zu einiger Selbstständigkeit hervor arbeitet, und auf was für Art es daran gehindert oder davon zurück gestoßen wird, zumal wenn man diese Betrachtung mit Hinsicht und in Beziehung auf das, was der Mensch nun schlechterdings durch das unabwendbare Gebot seiner eigenen Vernunft seyn soll, und in Beziehung auf die wichtigsten Gegenstände der Menschheit auch in ihrem gesellschaftlichen Zustande, und mit einem großen Hinblick auf den ganzen unermeßlichen Zeitumfang seiner Existenz anstellt?

Zur Erleichterung der Uebersicht wollen wir die eben vorgetragenen Sätze noch einmal in gedrängter Kürze zusammen stellen.

Beschäftigung des Verstandes, wie sie bestimmt worden, ist ein sehr wirksames Beförderungsmittel des höchsten Zwecks der moralischen Natur des Menschen. Denn

Erstlich: sie hindert die Vermehrung und vermindert die Stärke sinnlicher, auf niedre Begierden und Leidenschaften sich beziehender, Vorstellungen, und dadurch zugleich der Empfänglichkeit für dieselben, der Sinnlichkeit; indem sie andere von entgegengesetzter oder doch fremder Natur in das Gemüth bringt.

Zweytens: sie wirkt Geringschätzung sinnlicher Begierden überhaupt, und ins besondere Verachtung der bösen — der dem Moralgesetz widerstreitenden, — und im Gegentheil Achtung moralisch guter Gesinnungen: denn sie verschafft dem Gemüthe Vorstellungen, und weil dergleichen Vorstellungen auch immer von Lust begleitet sind, Gefühle vom Schönen, Großen und Edlen; diese aber weil sie unmittelbar damit grenzen, wecken und unterstützen die moralischen Gefühle, und erleichtern in hohem Grade den Uebergang zu denselben. Bey den Gefühlen des Schönen, Großen und Edlen nähmlich entsteht ein lebendiges Gefühl der Verächtlichkelt sinnlicher Gegenstände und Begierden, weil diese neben den Gegenständen jener als entgegengesetzte — im Großen, Schönen u. s. w. zeigt sich Kraft, Stärke, strenge Regelmäßigkeit und Uebereinstimmung unter sich und mit Ideen; in den sinnlichen Begierden und Handlungen hingegen Ohnmacht, Schwäche, Regelwidrigkeit, Wi-

derspruch und Mangel an Uebereinstimmung unter sich und mit Ideen und Regeln, — äußerst gering und verächtlich erscheinen, — bey den Gefühlen des moralisch Guten entsteht gar Abscheu gegen dieselben, weil jene sie kategorisch ausschließen; — dahingegen entspringt aus den Gefühlen des Großen, Edlen und Schönen die höchste Achtung gegen rein moralische Gegenstände und Gesinnungen, weil diese noch weit über jene erhaben sind. Ein Mann, der in allen seinen Handlungen Schwäche zeigt, der von jedem Reitz sinnlicher Vergnügungen fortgerissen wird, erregt in uns Verachtung und Geringschätzung; ein Mann, der in allen seinen Handlungen ein überwiegendes Maß von mannichfaltiger Kraft, Klugheit und Standhaftigkeit beweist, erweckt unsere Bewunderung und Hochschätzung; aber unsere Hochachtung und Verehrung erwirbt sich nur der, der in all seinem Thun Anhänglichkeit für's Gute, und unverbrüchliche Rechtschaffenheit blicken läßt. Der erste wird neben dem zweyten verächtlich, und neben dem dritten abscheulich.

Drittens: sie wirkt dadurch wenigstens temporäre Abneigung gegen bloß sinnlichen, ins besondere unerlaubten Genuß, und Reitz und Neigung zum Großen, Edlen, Schönen und Guten: denn das erkannte und sogar gefühlte Große wird von

uns unwillkührlich immer dem erkannten Kleinern oder gar Nichtswürdigen, das erkannte Bessere immer dem erkannten Schlechtern vorgezogen. Wer kann einen Pausanias ertragen, wenn sein Herz von der Verehrung eines fürs Vaterland sterbenden Regulus voll ist? Wer einen Dionysius, wenn er einen Timoleon bewundert? Oder einen Granvella, oder gar Alba neben einem Wilhelm von Oranien? Wer vermag den Anblick trunkner vernunftloser Zecher auszuhalten, oder den eines seinen Goldhaufen bewachenden Geitzhalses, wenn er eben, durchdrungen von den erhabensten und edelsten Gefühlen, ein zauberndes Orchester verließ? Wenn die Aussicht vom Vesuv, sey es auch nur durch das Vehiculum der Einbildungskraft, unnennbare Gefühle des Großen in unsre Seele zaubert, wie dürfte da eine Vorstellung von niedrigen, ausschweifenden und selbstsüchtigen Gefühlen vor unserm Bewußtseyn erscheinen? Mit einem Wort, wenn Gefühle des Großen und Guten unsre Seele recht innig durchdringen, da ist es fast unmöglich, an etwas Niedriges oder Böses auch nur zu denken; wir möchten lieber selbst so groß als unser Gegenstand seyn, lieber sogar mit einem einzigen Schritt uns der Natur der Gottheit nahen. Wir fühlen uns dann auch selbst so edel, so groß, daß wir um alles in der Welt nicht schlecht seyn möchten. Je mehr solche Gefühle nun erneuert wer-

den, desto mehr gewinnen sie an Stärke und Einfluß auf unser Gemüth, desto mehr veredeln sie uns. Eine höchst bedeutende Wahrheit für Erzieher und Moralphilosophen!

Viertens: sie verschafft dem Gemüthe Stärke, den Andrang sinnlicher Begierden abzuwenden, und sich dem Gesetz der praktischen Vernunft gemäß zu bestimmen. Denn so wie jede Kraft in der Natur zwar nicht an positiver, aber doch an negativer Stärke (freyerer, unbeschränkterer Wirksamkeit ihrer positiven Kraft) zunimmt, wenn die widerstrebenden entgegen wirkenden Kräfte aufgehoben werden, so muß auch das obere Begehrungsvermögen dadurch, daß das widerstrebende niedere geschwächt wird, an negativer Stärke gewinnen. Es gewinnt aber auch dadurch, daß es mehr Reitz und Neigung zu moralisch guter Thätigkeit erhält, an positiver. Dabey wird es auch von dem Verstande mächtig unterstützt. Dieser nähmlich durch jene Beschäftigung an extensiver und intensiver Stärke erhöht, (an jener, weil er in den Stand gesetzt worden, viele Gegenstände in seiner Erkenntniß zu umfassen, an dieser, weil er auch jeden einzelnen deutlich zu übersehen und scharf und richtig zu beurtheilen vermag), ist nun fähig, das Recht und Unrecht, Gut und Böse, und die vortheilhaften und nachtheiligen Folgen, so wohl der Hand-

sungen überhaupt, als auch jeder einzelnen in jedem gegebenen Falle zu übersehen, und richtig zu beurtheilen. Je leichter, genauer und anschaulicher sich aber das Recht oder Unrecht, Gute oder Böse einer Handlung dem Gemüthe darstellt, desto leichter und stärker wird es auch, zumal bey der angezeigten Stimmung desselben, von einer schlechten Handlung abgeschreckt, und zur Vollbringung der guten gestimmt. Menschen, deren Verstand wenig geübt, und zum Reflectiren nicht geneigt oder gewöhnt ist, überlassen sich bey ihren Handlungen gänzlich der Gewohnheit und dem jedesmaligen Antriebe ihrer Sinnlichkeit; und wenn sie bald legal bald illegal handeln, so ist das bloß das Werk der jedesmaligen sie bestimmenden äußern Umstände. Solche Menschen lassen sich durch jeden sinnlichen Reitz gleich hinreißen, ohne den Verstand über ihr Betragen zu Rathe zu ziehen. Erregt etwas bey ihnen Furcht oder Abneigung, so lassen sie sich sogleich davon einnehmen, und sind bedacht, es zu entfernen; erweckt es Hoffnung oder Freude, so sind sie gleich bereit, sich demselben zu überlassen. Erregt jemand, sey es auch in Vergleich mit dem Ganzen unbedeutend, ihr Mißfallen, so verurtheilen sie ihn gleich ganz und gar, und sind, falls sie mit demselben in Verbindung stehen, im Augenblick auf dem Entschluß, sich von ihm zu trennen. Erwirbt er sich im Gegentheil durch irgend etwas,

sey es im Ganzen auch wiederum unbedeutend, ihren Beyfall, so sind sie durchaus für ihn gewonnen, und wünschen die Verbindung mit ihm für die Ewigkeit, welcher Entschluß aber im folgenden Augenblicke dem gerade entgegengesetzten weicht, wenn dieselbe Person sich wieder durch irgend einen Umstand ihr Mißfallen zuzieht. Es fällt ihnen gar nicht ein, erst reiflich zu überlegen, ob sie bey einem solchen Betragen im Ganzen noch so viel gewinnen oder verlieren, Recht oder Unrecht thun: sie sind ja gar nicht gewöhnt, ihren Verstand zu einiger Selbstthätigkeit kommen zu lassen, ihre Sinnlichkeit behauptet ja über ihr Begehrungsvermögen eine unumschränkte Herrschaft. Sie sind ohne allen Charakter, d. i. feste und consequente Denk- und Handlungsart nach selbstgebildeten Grundsätzen; sie sind ein Ball in den Händen der Leidenschaft und des Zufalls. Und wenn sie auch hin und wieder den Schein eines Charakters an sich tragen, so ist dieß lediglich die Wirkung herrschender natürlicher oder durch Umstände bewirkter Neigungen, oder auch der Gewohnheit.

Ist hingegen der Verstand auf die oben angezeigte Art thätig, so wird das Gemüth bey jeder Handlung zum Stillstand gebracht, es wird gleichsam genöthigt, sie erst vor den Richterstuhl der Ver-

nunft zu fordern, und hält sie da die Probe nicht, so wird sie häufig, besonders bey schon geübter Moralität, verworfen. Da gelten denn die Ausflüchte und Entschuldigungen nicht, womit wir zu Gunsten der Sinnlichkeit unsere unlautern Handlungen sonst gar zu gern in Schutz nehmen und bemänteln.

Aus diesem allen scheint zu folgen, daß, weil Gelehrsamkeit viele Beschäftigung des Verstandes voraus setzt, je gelehrter jemand ist, und je mehr also diese Verstandesbeschäftigung bey ihm statt gefunden, auch der niedrig-sinnlichen Gefühle bey ihm desto weniger, und in einem desto geringern Grade der Stärke vorhanden seyn, daß die Geringschätzung sinnlicher Begierden überhaupt, und insbesondere Verachtung der bösen, so wie im Gegentheil Achtung gegen moralisch gute, und wenigstens temporäre Abneigung gegen bloß sinnlichen und hauptsächlich unerlaubten Genuß, eben so wie Reitz und Neigung zum Großen, Edlen, Schönen und Guten bey ihm desto stärker seyn, und daß er endlich Stärke des Gemüths, um den Andrang sinnlicher Begierden abzuwenden, und sich dem Gesetz der praktischen Vernunft gemäß zu bestimmen, in einem desto höhern Grade besitzen müsse. Mit einem Wort, es scheint zu folgen, daß ein Mensch desto fähiger zum Edlen und Guten, desto besser

seyn müsse, je gelehrter er ist. Und doch widersprechen mehr als einer der größten Gelehrten durch ihr ganzes Betragen geradezu dieser Folgerung. Wie läßt sich dieser sonderbare Widerspruch erklären?

Da der gezeigte große Einfluß der Verstandes-Beschäftigung auf das Gemüth zu einleuchtend ist, als daß man daran zweifeln könnte, so muß es in den eben angezeigten Fällen ganz besondere Ursachen geben, die ihn, wo nicht ganz und für immer, doch in hohem Grade und sehr öfters hindern.

Um in dieser Untersuchung sichern Fuß zu fassen, müssen wir vornehmlich zweyerley Dinge scharf ins Auge fassen, nämlich das Object der Geistesthätigkeit eines Gelehrten, und diesen selbst, oder das Subject dieser Geistesthätigkeit. Denn aus der Beschaffenheit des einen oder des andern, oder aus beyden zugleich muß jener sonderbare Widerspruch sich erklären lassen.

Das Object der gelehrten Beschäftigung eines Mannes kann in näherer und entfernterer, oder auch in gar keiner Beziehung mit Moral und Aesthetik, und mit moralischen und ästhetischen Gefühlen stehen. Je entfernter nun diese Beziehung ist, desto weniger kann auch das Object auf die genannten Gefühle wirken, desto weniger ist es al-

so gemacht, Moralität zu befördern, es setzt fast ausschließend nur die trockne Vernunft, den trocknen Verstand, das noch trocknere Gedächtniß, und, so weit diese bey aller Thätigkeit des Geistes nothwendig mitwirken muß, die Einbildungskraft ins Spiel. Auch kömmt es, was das Subject betrifft, hier darauf an, welche von diesen in Thätigkeit gesetzten Kräften die herrschenden, und welche die dienenden sind. Ist das Gedächtniß die prädominirende Kraft, und sind Vernunft, Verstand und Einbildungskraft nur in so weit thätig, als es zu den Werken des Gedächtnisses unumgänglich nothwendig ist, so gewinnen sogar jene Kräfte, selbst in ihrem bloß theoretischen Gebrauche, wenig oder nichts an höherer Kraft und Wirksamkeit. Ein Mann z. E., der das Studium der Sprachen zum Gegenstande seiner gelehrten Thätigkeit macht, dabey aber nur darauf bedacht ist, die Worte, Redensarten und festgesetzten grammatikalischen Regeln ins Gedächtniß zu fassen, kann alle Sprachen des Erdbodens verstehen, kann, wenn man will, in dieser Art ein Wunder von Gelehrten, und doch von allem Scharfsinn im Urtheilen, von allem Witz, von allem feinen Gefühl fürs Edle, Gute und Schöne entblößet seyn. Bey seiner ganzen Beschäftigung ist das Gedächtniß ausschließend in Thätigkeit, die übrigen Kräfte seines Geistes und Herzens sind zum Theil nur wenig, zum Theil gar

nicht beschäftigt, sie liegen unterdessen in einem trägen Schlummer, der eher ihr natürliches Wirkungsvermögen tödtet, als weckt und entwickelt; und die roheste Sinnlichkeit, der dabey kein anderer Abbruch geschieht, als daß sie während der Thätigkeit des Gedächtnisses gleichfalls zum Schlummer genöthigt wird, kann, so bald dieses von seinen Verrichtungen absteht, oder so oft sie durch irgend einen Umstand in Wirksamkeit gesetzt wird, über seinen Willen die unumschränkteste Herrschaft ausüben; und es ist also im mindesten nicht zu verwundern, wenn ein solcher Gelehrter bey aller seiner todten Lexikons-Gelehrsamkeit der fühlloseste, oder auch der niedrigste und lasterhafteste Mensch ist.

Gesetzt aber auch, er treibt sein Studium nicht bloß maschinenmäßig; und dieß ist der Fall, wenn er mit forschendem Geiste den Ursprung, die allmälige Bildung, die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit, Bestimmtheit oder Unbestimmtheit, Reichthum oder Armuth, Vorzüge oder Mängel, Wohlklang oder Uebelklang, Umfang und Schönheit u. s. f. der Sprachen untersucht, sie mit einander vergleicht, und bey diesem ganzen Geschäfte sich nicht bloß in alten Gleisen dreht, sondern zum Behuf neuer Entdeckungen, Aufklärungen und Verbesserungen neue eigene Bahnen bricht: so werden zwar die

Kräfte seiner Vernunft, seines Verstandes, seines Scharfsinns, seiner Einbildungskraft, die dabey in voller Arbeit sind, so gut wie die des Gedächtnisses einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten; aber er wird demohngeachtet für seine moralische Bildung nur wenig und einen bloß mittelbaren möglichen Gewinn daraus ziehen.

Der Gegenstand, den er bearbeitet, betrifft bloß das Wesen, den Sinn, die Bildung u. s. w. der Zeichen der Vorstellungen, Gedanken und Empfindungen, nicht diese selbst, und letztere werden auch durch die erstern nur einzeln und außer ihrem Zusammenhange vorgestellt. Mithin ist die Aufmerksamkeit des Forschers auch nicht auf die Gegenstände des Denkens und Empfindens selbst, sondern nur auf ihre Zeichen, auf trockene Wörter, und auf ihre Bildung, Bedeutung und Zusammenfügung gerichtet; und da die Wörter, mit denen er es zu thun hat, schon an sich nur in einer entfernten mittelbaren Beziehung mit den Vorstellungen und Empfindungen, die die Gegenstände, welche sie ausdrücken, erwecken können, stehen, so sind sie um desto weniger im Stande, die Vorstellungen und Empfindungen, die sie darzustellen bestimmt sind, im arbeitenden Subject zu erwecken, weil dieses fast ausschließend auf die bloßen Zeichen denkt.

Es geschieht daher bey den gelehrten Arbeiten eines solchen Mannes zum Behuf seiner moralischen Cultur eben nicht viel mehr, als daß, wie bey denen von jenem, und wie bey jeder gemeinen Art von Beschäftigung, die Sinnlichkeit auf eine Zeit lang zur Ruhe verwiesen wird, und alles, was er vor diesen voraus hat, ist, daß seine Verstandeskräfte mehr geübt und geschärft werden.

Wenn also auch ein solcher Gelehrter in Rücksicht seiner Moralität Ungelehrte wenig oder gar nicht übertrifft, wenn er sogar ein überaus schlechter und lasterhafter Mensch ist: so kann dieß doch auf keine Art einen triftigen Einwurf gegen die von uns entwickelte Wahrheit abgeben.

Weit bedeutender aber wird der Einwurf, wenn das Object der gelehrten Beschäftigung eines Mannes von der Art ist, daß es mit ästhetischen oder gar mit moralischen Gefühlen in unmittelbarer Beziehung steht. In diesem Falle kann der Grund, warum dieser Gelehrte ein Mann von schlechtem Charakter, und von einem lasterhaften Wandel ist, durchaus nicht im Object seiner Thätigkeit liegen, und er muß folglich bloß im Subjecte selbst und in andern Ursachen zu suchen seyn.

Das Gemüth eines solchen Mannes ist entweder schon von Natur nicht empfänglich für die Ge-

fühle dessen, was edel, gut und schön ist; oder gewisse besondere Umstände hindern die Wirkung derselben. Es giebt Menschen, die schon aus den Händen der Natur mit einem Herzen hervor gehen, das für alles Gute und Edle überaus reitzbar ist. Mit lebhaftem Vergnügen nehmen sie jede Vorstellung auf, die sich auf Moralität bezieht; mit innigem Wohlgefallen hängen sie an jeder schönen und edlen That, so wie sich ihr Auge mit Abscheu von jeder schlechten und häßlichen wendet. Jede nützliche Wahrheit, jede gute Lehre findet bey ihnen willigen Eingang, und sie sind stets von einem regen Eifer für alle sittliche Vollkommenheit belebt. Selbst unter den rohesten Menschen zeichnen sie sich durch Aeußerungen von Mitleid, Dienstfertigkeit, Großmuth, Edelsinn u. s. w. aus. Ihr Geist scheint die Gesellschaft reiner erhabenerer Geister verlassen, und zum Trost, zur Freude und Ehre der Menschheit seinen Aufenthalt eine Zeit lang in einem menschlichen Körper genommen zu haben. Dagegen giebt es aber auch andere, deren Herz für jede gute und edle Empfindung todt zu seyn scheint, die von den menschlichen Gefühlen des Mitleids, des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Theilnahme, oder von irgend einer schönen That oder Charakter wenig oder gar nicht gerührt werden, und von Natur einen entschiedenen Hang zu mancherley bösen Neigungen und Lastern haben; und es hat Men-

schen gegeben, deren Boßheit einen Grad erreichte, der jedermann in Erstaunen setzt.

Liege der Grund von diesen natürlichen guten oder schlechten moralischen Anlagen, die man auch mit dem Ausdruck eines guten und eines bösen Herzens zu bezeichnen pflegt, im Temperament eines jeden Menschen, in seinem schweren oder leichten, dicken oder dünnen Blute, in der Mischung seiner Säfte, in der natürlichen Disposition seines ganzen Körpers, oder worin er immer wolle: so lehrt doch die Erfahrung, daß diese entgegen gesetzten moralischen Anlagen in den Menschen wirklich angetroffen werden; und wiewohl dieses psychologische Factum den mancherley darauf gebauten der Moralität und Wahrheit so nachtheiligen Räsonnements und Systemen keinesweges Vorschub thut, da mehrere berühmte Männer durch ihr Beyspiel bewiesen haben, daß jene unglückliche moralische Anlage, so stark sie auch sey, bey unermüdeter Anstrengung doch zu überwinden stehe — so erhellet doch daraus, daß es gar nicht befremden kann, und gar keinen haltbaren Einwurf gegen den hier zu vertheidigenden Satz abgiebt, wenn Menschen von einem solchen natürlichen Charakter auch bey der größten Gelehrsamkeit, selbst in ästhetischen und moralischen Wissenschaften, doch keine guten, oder gar ausgezeichnet schlechte Menschen sind. Diese

Wissenschaften bleiben immer nur Gegenstände ihres Verstandes, denen sie sich, durch ihre Lage gezwungen, oder aus eigennützigen Absichten, zum Behuf ihres Ehrgeitzes oder ihrer Gewinnsucht widmen, und die in ihren Herzen jeden Eingang verschlossen finden. Oder wenn sie auch oft von der Erhabenheit und Wahrheit ästhetischer und moralischer Gegenstände gerührt werden, wenn sie auch zu Zeiten das Niedrige und Schändliche böser Handlungen und Neigungen lebhaft empfinden, wenn auch dadurch bey ihnen zwischen Tugend und Laster, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit bisweilen ein ernster Kampf entsteht: so ist doch ihr natürlicher Hang zum Bösen gewöhnlich zu stark, um sich durch einen solchen vorübergehenden Kampf entscheidend besiegen zu lassen.

Wenn aber auch nicht böse moralische Anlagen schon von Natur dem wohlthätigen Einfluß der Geistesbeschäftigung bey einem Gelehrten unüberwindliche Hindernisse entgegen setzen: so kann es außerdem der Ursachen, die jenem Einflusse im Wege stehen, noch mancherley geben.

Erstlich, er kann in Lagen und Verbindungen gesetzt werden, wo sein Geist häufig oder gänzlich von den Betrachtungen des Schönen, Guten und Edlen gewaltsam abgezogen wird, wo die Summe

entgegengesetzter Vorstellungen, die der Sinnlichkeit Vorschub thun, die Summe derer von jenen unverhältnißmäßig übersteigt, wo gewisse sinnliche Neigungen und Leidenschaften aufgeregt werden, die bis zu einem weit überwiegenden Grade von Herrschaft über das Gemüth gelangen, und die Vorstellungen und Empfindungen des Edlen und Guten wenig oder gar nicht aufkommen lassen u. s. f. Sehr natürlich, daß in einem solchen Falle aller wohlthätige Einfluß vorhergehender Geistesbeschäftigung großentheils gehindert und fast gänzlich vernichtet wird. Ein Beyspiel hiervon ist schon im ersten Kapitel in der Person des macedonischen Alexanders gegeben worden; und ein gleiches liefert Alcibiades. So lange dieser des Umgangs mit dem Socrates genoß, und des letztern vortreffliche Lehren ihm vor der Seele schwebten, zeigte er die besten Gesinnungen; so bald er aber dieses Umgangs entbehrte, und sein Auge nur auf Lorbern im Kriege und auf Herrschergewalt im Staate gerichtet war, erwachten alle seine ehemaligen Neigungen von neuen, und traten wieder in ihre alten Rechte ein.

Zweytens, er kann von Jugend auf fehlerhaft geleitet worden seyn. Dieß ist der Fall:

a) Wenn die Gegenstände des Unterrichts ihm nicht klar und deutlich, sondern verworren vorgetragen

wurden; oder wenn man nicht sowohl darauf ausgieng, ihm dieselben nach selbst gedachten, wohlgeprüften Gründen der Wahrheit, als nach Anleitung blindlings oder aus Partheylichkeit angenommener Systeme beyzubringen, und so seinen Kopf mit Irrthümern und Vorurtheilen füllte;

b) Wenn man ihn nicht anleitete, die vorgetragenen und zu erlernenden Gegenstände klar und deutlich selbst zu denken, und nur nach strenger Prüfung und selbstthätiger Ueberzeugung als wahr anzunehmen, so nicht seinen Verstand zum Selbstdenken und weitern eignen Forschen führte, seinen Wahrheitssinn nicht weckte und pflegte, sondern vielmehr erstickte, und ihn gewöhnte, alles, was man ihm für Wahrheit verkaufte, als untrügliche Orakelsprüche zu betrachten, und ihn dahin lenkte, entweder nur sein Gedächtniß anzufüllen, oder alle seine erworbenen Kenntnisse und alle seine Geisteskräfte nur dazu anzuwenden, das einmal angenommene System, wahres oder unwahres, blindlings zu vertheidigen;

c) Wenn man, falls auch die vorgetragenen Lehren auf Gründen der Wahrheit beruhten, nicht darauf bedacht war, auch sein Gefühl zu bilden, und sein Herz für dieselben zu interessiren; ihm nicht das Schöne und Häßliche, Recht und Unrecht,

Gute und Böse bey jeder Gelegenheit bemerkbar machte, sondern nur dafür sorgte, daß sein Verstand sie faßte, sein Gedächtniß sie behielt, und daß er so viel möglich in den Stand gesetzt wurde, sie schulgerecht wieder vorzutragen, und gegen männiglich zu vertheidigen;

d) Wenn man sich um seine praktische Bildung entweder gar nicht bekümmerte, oder sie aus Irrthum, Vorurtheil und Mangel an theoretischer und praktischer Menschenkenntniß fehlerhaft betrieb, und entweder allen seinen Neigungen den Zügel und sein Herz verwildern ließ, oder ihn zum hirnlosen schimärischen Andächtler oder verderbten Heuchler bildete, oder durch die Art, mit der man seinen moralischen Charakter zu begründen suchte, ihm wider alles, was mit Moralität in Verbindung steht, einen schwer zu vertilgenden Widerwillen beybrachte.

Alle diese Umstände sind eben so viel Hindernisse eines heilsamen Einflusses der Geistesbeschäftigung auf die Moralität dieser Menschen. Das wahre Gute und Schöne kann auf sie nicht wirken, weil sie es gar nicht sehen, weil ein irriger Satz die Wirkung von zehn wahren vernichtet, und weil ihre blinde Nachbeterey und ihre Systemwuth zum voraus jeden Vorsatz untergräbt, es ken-

nen zu lernen. Sie ziehen vielmehr gegen jedermann zu Felde, der ihren Irrthümern und vorgefaßten Meynungen nicht beytreten will, und ergeben sich ohne Scheu der menschenfeindlichsten Verfolgungssucht und allen damit verwandten eben so schändlichen als verderblichen Fehlern. Ihr Herz ist angewöhnt, bey der ausschließenden meistentheils mechanischen Thätigkeit des Gedächtnisses und Verstandes eine stumme Rolle zu spielen — wie können neue Gefühle des Edlen, Schönen und Guten bey ihnen entstehen, wie können die alten bösen Neigungen und Leidenschaften verbessert werden? Oder diese Leidenschaften sind zu einer unbezähmbaren Stärke angewachsen, weil es ihnen stets an einer weisen Leitung gebrach; oder das Herz begnügt sich mit einer engbrüstigen abergläubischen oder heuchlerischen Frömmigkeit, und steht außerdem jedem Laster offen — wie schwer ist es da, alle diese Fehler in an sich schon so schwierige Tugenden umzuschaffen?

Drittens. Wenn wir aber auch von allen bisher aufgezählten Hindernissen abstrahiren, und den Gelehrten als einen Mann denken, der mit ausgebreiteten Kenntnissen einen hellen, vorurtheilfreyen, scharfen, forschenden Verstand, und ein unverdorbenes, reges und zartes Gefühl fürs Wahre, Schöne und Gute verbindet: so treten doch

auch bey ihm einige Umstände ein, die den Einfluß seiner gelehrten Beschäftigung auf seine Moralität theils hindern, theils schwächen. Das erste ist die Art, mit welcher er als gelehrter Bearbeiter und Denker die Gegenstände des Sittlichen und Schönen betrachtet und behandelt; das zweyte ist die Gewohnheit.

Es darf ihm nicht genügen, einen gegebenen moralischen oder ästhetischen Satz bloß zu beschauen, und sich dem Gefühl seiner Erhabenheit und Vortrefflichkeit zu überlassen; sondern er muß bedacht seyn, ihn in seine einfachsten Bestandtheile zu zerlegen, von jeder Zumischung fremdartiger verfälschender Merkmale zu befreyen, auf die letzten und höchsten Prinzipien zurück zu gehen, um seinen Zusammenhang mit denselben und die Herleitung desselben aus ihnen zu entdecken und darzuthun; nicht genug, er muß auch darauf denken, mögliche oder schon gemachte Widersprüche gegen denselben zu untersuchen, das Irrige in ihnen aufzudecken und darzustellen, und jede mögliche Täuschung, jeden möglichen Irrweg aufzusuchen, der in Rücksicht auf den gegebenen Satz zu falschen Urtheilen leiten könnte. Da hierbey die Erkenntnißkräfte natürlich in der größten Spannung sind, so kann es nicht anders seyn, als daß die ganze Thätigkeit des Gemüths sich bloß auf die Erkennt-

niß des zu untersuchenden Gegenstandes beschränkt, und daß also während dieser Zeit das Gefühlvermögen müßig seyn muß, und keine dasselbe bildenden Gefühle des Schönen oder Guten aufnehmen kann. Ist aber diese gelehrte Arbeit geendiget, so wendet sich der Geist, von der so großen Anspannung seiner Kräfte ermüdet, gänzlich von dem betrachteten und ähnlichen ihm eine gleiche Anstrengung abnöthigenden Gegenständen weg, und überläßt das Feld dem natürlichen Gefühl, vor welchem nun die gewöhnlichen Gegenstände, Vorstellungen und Neigungen erscheinen, und ihre Wirkungen auf das Gemüth ausüben.

Die Bestimmung des Gelehrten, welcher zufolge er die sich gewählten Wissenschaften so wohl in Rücksicht auf das, was wesentlich zu ihnen gehört, als auch in Rücksicht auf das, was andere Gelehrte an ihnen gethan, und was die verschiedenen Zeiten und mancherley andere Ursachen für Veränderungen in ihnen bewirkt haben, lernen, gründlich beurtheilen und vortragen muß, fordert ferner, die eben beschriebene Arbeit täglich zu erneuern. Sie werden ihm also alltäglich, und der Reitz der Neuheit, der bey allen auf das Gefühl wirkenden Gegenständen vorzüglich jenen unwillkührlichen Eindruck macht, durch welchen bey dem Layen oder bloßen Dilettanten die lebhaftesten Em-

pfindungen des Schönen und Guten entstehen geht für ihn, wenigstens und vornehmlich während seiner gelehrten Beschäftigung, verlorene. Und so trägt auch die Gewohnheit das Ihrige bey, den Einfluß zu schwächen, den die Geistesthätigkeit des Gelehrten auf sein Gemüth haben könnte.

Was hat nun der Gelehrte vor dem Ungelehrten zur Beförderung seiner moralischen Cultur voraus?

Erstlich. Bey jenem wird mehr als bey diesem das Anwachsen niedrig sinnlicher Vorstellungen und Gefühle verhindert, und die Stärke der schon vorhandenen, so wie der Empfänglichkeit für dieselben, der Sinnlichkeit, vermindert.

Zweytens. Wenn er nicht ein bloßer oben beschriebener Gedächtniß-Gelehrter ist, so erhalten seine Verstandeskräfte, weil sie weit mehr und planmäßiger geübt werden, einen höhern Grad von Kraft und Fertigkeit in der Auffassung und Beurtheilung der Gegenstände, und werden daher auch mehr in den Stand gesetzt, die die Moralität betreffenden Gegenstände leicht, gründlich und richtig kennen zu lernen, und die Vorspiegelungen der Sinnlichkeit zu vernichten.

Drittens. Wenn sogar die Moral einen Gegenstand seiner Gelehrsamkeit ausmacht, so ist er nicht allein fähiger, was in jedem Falle recht oder unrecht ist, leicht und geschwind zu erkennen, und überhaupt alle seine Handlungen unter bestimmte moralische Grundsätze zu ordnen, sondern sie schweben auch bey seinen Handlungen, ohne daß er genöthigt wäre erst darauf zu denken, seinem Gemüthe vor, und verhindern Ueberraschungen, deren sich die Sinnlichkeit so oft zu ihrem Vortheil bedient, und Ausflüchte, durch welche sie so gerne die Vernunft berückt.

Vereinigen sich nun mit diesen Vortheilen noch natürliche Empfänglichkeit fürs Gute, und ein ernstliches thätiges Streben nach moralischer Vervollkommnung, so kann es nicht fehlen, daß der Gelehrte in der Moralität sehr große Fortschritte mache, und wiewohl der Ungelehrte den Vortheil für sich hat, daß die Gegenstände des Sittlichen und Schönen, während er dieselben nach seiner Art betrachtet, lebhafter auf sein Gefühl wirken und dasselbe vortheilhaft stimmen können: so kann man doch als Regel annehmen, daß der Gelehrte vor dem Ungelehrten, bey gleichen moralischen Anlagen, und bey gleichem Streben nach dem Ziele der sittlichen Vollkommenheit, immer einen sehr bedeutenden Schritt voraus haben muß.

Da aber die Stärke der Sinnlichkeit bey einem Gelehrten so groß seyn kann, daß, ohnerachtet dieselbe in dem nähmlichen Grade geschwächt wird, in welchem seine Verstandeskräfte durch die Gegenstände seines gelehrten Berufs thätig sind und wachsen, sie doch ein entscheidendes Uebergewicht behält, und da er der natürlichen Empfänglichkeit für das, was edel, schön und gut ist, und des nöthigen Eifers für seine sittliche Cultur so sehr ermangeln kann, daß er aller sonstigen Vortheile seiner Geistesthätigkeit in Ansehung seiner Moralität verlustig geht: so erklärt es sich sehr leicht, warum auch der größte Gelehrte ein Mensch von dem schlechtesten Charakter und lasterhaftesten Wandel seyn kann. Und die Wahrheit: daß Beschäftigung des Verstandes ein sehr wirksames Beförderungsmittel des höchsten Zwecks der moralischen Natur des Menschen sey, bleibt, dieser schlimmen Erfahrung ungeachtet, unerschüttert stehen.

Was nun noch denjenigen Theil des gemachten Einwurfs betrifft: daß in den aufgeklärtesten Zeiten gerade die größte Sittenverderbniß herrsche, so kann, wenn man auch diesen Satz durchaus als richtig gelten läßt *), die Sinnlichkeit durch man-

*) Welches jedoch auch nicht in allen Fällen, und in den übrigen nur mit großer Einschränkung geschehen kann.

cherley Ursachen, die hier aufzuzählen und aus einander zu setzen nicht der Ort ist, besonders aber durch Luxus zu einem solchen Grade der Stärke angewachsen seyn, daß alle Beschäftigung des Geistes, so wirksam sie an sich auch ist, doch wenig gegen dieselbe auszurichten vermag. Dann aber kömmt es auch gar sehr darauf an, was für Gegenstände das sind, die dem Geiste zur Unterhaltung und Nahrung dargereicht werden. Man durchsuche die meisten Lesebibliotheken, und noch mehr, man untersuche die unzähligen Lesegesellschaften unserer Zeiten, deren es fast in jedem kleinen Städtchen eine giebt, und was für Schriften findet man da, mit deren Lektüre sich Menschen aus allen Ständen zu unterhalten pflegen? Meistentheils Bücher, die, anstatt den Geist durch nützliche und zweckmäßige Kenntnisse zu nähren, den Verstand durch interessante

---

Jede Stufe der Cultur hat ihre guten und ihre schlimmen Seiten, nur daß sie sich auf einer jeden anders gestalten: und ich für meinen Theil zürne nicht mit meinem Geschick, daß es mich lieber in dem Zeitalter der verfeinerten Sinnlichkeit und des raffinirten Egoismus, als in dem des Kannibalismus, oder des Faustrechts und der höllegebohrnen Inquisitionen gebohren werden ließ, wo der Egoismus, ohne dem Nahmen nach gekannt zu seyn, in den gröbsten, zerstörendsten und scheußlichsten Gestalten wüthete. Doch, ich verweise auf das, was Herr Ewald und andere hierüber gesagt, und insbesondere auf Herrn Herzogs lesenswürdige Culturgeschichte der Deutschen.

und gründliche Belehrung aufzuhellen und zu stärken, die Vernunft durch richtige Grundsätze zu bilden, das Gefühl zu veredeln, das Gemüth gegen verderbliche Leidenschaften zu stählen und für das Gute und Edle empfänglich zu machen, nur darauf ausgehen, eine elende Neubegierde zu belustigen, den Verstand und die Vernunft zu tödten, oder durch schiefe und falsche Grundsätze irre zu führen, der Sinnlichkeit zu schmeicheln, niedrige Leidenschaften anzufachen, und die Einbildungskraft mit Hirngespinsten und verderblichen Bildern anzufüllen, mit einem Worte, den Menschen zu verweichlichen und für jede ernsthafte Beschäftigung des Geistes, für alles gründliche Denken und männliche Handeln unfähig zu machen. Es ist augenscheinlich, daß eine solche Beschäftigung des Geistes, anstatt ein heilsames Beförderungsmittel der Moralität zu seyn, gerade dazu dient, sie in hohem Grade zu vernichten. Was Wunder also, wenn gerade in denen Zeiten, in welchen Lektüre zu den Modebeschäftigungen gehört, die Herrschaft der Sinnlichkeit, die noch in so vielen andern Ursachen ihren Grund hat, am ausgebreitetesten ist? Nein, wenn Lektüre und Beschäftigung des Geistes überhaupt für Moralität und ächte Cultur auf eine heilsame Art wirksam seyn soll, so muß sie es mit Gegenständen zu thun haben, die den Verstand mit nützlichen ihn zugleich bildenden und un-

terhaltenden Kenntnissen bereichern, in welchen das utile und dulce mit geschickter Hand vereinbart ist, die das Herz dem Wahren, Schönen und Guten öffnen, die durch die natürliche Schönheit, und durch die edle Einfalt, die in ihnen herrscht, sie auch dem Herzen selbst mittheilen, die den Tumult der Leidenschaften nicht erregen, sondern dämpfen, in Geist und Herzen eine heilsame Nüchternheit wirken, das Gemüth nicht in schimärische Welten einer träumenden auf abgeschmackte Abentheuer ausgehenden Einbildungskraft versetzen, und für das wirkliche Leben untüchtig machen, sondern es auf den Menschen selbst, und auf alles, was ihn umgiebt, mit ihm in so enger Verbindung steht, und auf sein Wohl und Wehe einen so wichtigen Einfluß hat, hinlenken, es dafür interessiren, und es fähig und willig machen, zu Bewunderung und Vervollkommnung desselben möglichst thätig zu seyn. Ihr zahlreichen Romanenschreiber Deutschlands, die Ihr so rastlos mit Geist und Sitten verderbenden Producten die gelehrten Jahrmärkte überschwemmt, und dadurch zugleich Eure eigene und die edle Zeit Eurer Leser so unverantwortlich tödtet, wenn Ihr den großen und schönen Beruf eines Lehrers der Nation, den Ihr durch Eure Schriften doch ohne Zweifel ausüben wollet, und der nichts Geringeres heischt, als durch gründlichen und geschickten Unterricht den Geist der Menschen über

jeden nothwendigen und nützlichen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß aufzuklären, ihr Herz für die unverbrüchliche Ausübung ihrer Pflichten und Rechte empfänglich und geneigt zu machen, und sie so ihrer höchsten menschlichen Bestimmung immer näher zu bringen, kennt: so verschwendet nicht Eure Zeit mit unnützen und schädlichen Romanen, sondern bemühet Euch um deutliche, gründliche und vielumfassende Kenntnisse von der Natur, von der Erde, von den zahlreichen Nationen auf derselben, in der Geschichte, von der Verfassung und Einrichtung Eures Vaterlandes, von den mannichfaltigen Gewerben und Hanthierungen, von den Rechten und Pflichten des Menschen, von diesem selbst, von den Mitteln, ihn heilsam zu leiten, von dem, was ihm, in ihm und außer ihm, nützlich und schädlich ist, und überhaupt von allem, was seiner Natur nach für den Menschen Gewicht und Interesse haben kann! O wie viel Stoff und Gelegenheit findet Ihr hier, Eure Zeit und Eure Talente aufs wohlthätigste und ehrenvolleste anzuwenden, und Euch den Segen und die Achtung Eurer Zeitgenossen und der Nachwelt zu erwerben! Besorgt Ihr, daß Eure Schriften dann keine Leser finden werden? O in allen diesen Dingen liegt so viel Kraft, jede Triebfeder des menschlichen Herzens in Bewegung zu setzen, ein so anziehendes natürliches Interesse, daß es von Eurer Seite

nichts bedarf, als nur der Geschicklichkeit, es in Euren Büchern treulich darzustellen. Und überdieß ist der Hang zum Lesen in unsern Zeiten zu einer solchen Stärke gediehen, daß die Lesewelt, wenn auch in ihr der Sinn für Natur und Wahrheit so ganz verloren gegangen wäre, als er es doch nicht ist, so bald es ihr an ihrer bisherigen seichten Lektüre mangelt, sich auch zu dieser ihr so nützlichen bequemen, und ihr gewiß bald genug Geschmack abgewinnen wird *).

Zum Beschluß dieser Materie darf ich nicht vergessen, noch einigen Mißverständnissen kürzlich zuvor zu kommen, die sich vielleicht bey manchem Leser könnten eingeschlichen haben. Wenn ich die oben genannten Wissenschaften, als Physik, Naturgeschichte u. s. w. zu Gegenständen der Unterhaltung und Beschäftigung des Geistes in den Stunden der Erholung vorschlage, so ist meine Meinung

---

*) Deutschland besitzt Romane, denen noch die späteste Nachwelt gerechte Bewunderung zollen wird, und deren Verfasser nicht zu ehren dem Geist und Herzen ein unauslöschliches Brandmahl eindrücken würde. Ihr Werth ist längst durch die ehrwürdige Stimme des besten Theils des Publicums entschieden, und es versteht sich von selbst, daß ich sie hier nicht im Sinne habe. Ich rede nur von dem gemeinen Troß, d. i. von dem großen Haufen unserer Romanenschreiber, und a potiori fit denominatio.

keineswegs, daß ein jeder dieselben in ihrem ganzen Umfange und als strenge Wissenschaft studieren solle. Dieß ist Sache des Gelehrten, dessen Beruf es fordert, daß er sie vollständig und in ihrer streng wissenschaftlichen Form kennen lerne, so wohl um sie zum gründlichen Unterricht anwenden, als auch um Verbesserungen und neue Entdeckungen in denselben machen, und sie zu ihrer möglichsten Vollkommenheit bringen zu können. Ein jeder anderer, der sich in dieser Art damit befassen wollte, würde theils aus Mangel an den erforderlichen Fähigkeiten, theils aus Mangel an Zeit sehr unzweckmäßig handeln, und die rechte Absicht seiner Verstandesbeschäftigung gänzlich verfehlen. Für ihn ist es genug, wenn er theils den mündlichen Unterricht solcher, die der Sache gründlich kundig sind, bey jeder dargebotenen Gelegenheit benutzt, theils sich der guten zu einem solchen Beruf bearbeiteten Schriften bedient, um seine Wißbegierde zu befriedigen, und sich richtige Begriffe über das zu verschaffen, was für alle Menschen und für ihn insbesondere interessant und nützlich ist. Er kann auch für sich selbst beobachten; allein ohne die nöthigen Vorkenntnisse, und ohne einen sachverständigen mündlichen oder schriftlichen Führer, wird es ihm doch unmöglich fallen, sich gehörig zu finden und einen bedeutenden Nutzen zu ziehen. Zur allgemeinen unverbrüchlichen Regel für alle solche

Beschäftigungen, und für alle Erwerbung solcher Kenntnisse aber dient dieses: Niemand widme ihnen mehr Zeit und Kräfte, als die Geschäfte seines Berufs und die Erwerbung der oben angezeigten unumgänglich nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten ihm übrig lassen. Ohne die Beobachtung dieser Regel würde der nöthige Gang der Geschäfte nothwendig stocken, und alles in eine höchst nachtheilige Verwirrung gerathen Außerdem aber suche ein jeder so viel nützliche und angenehme Kenntnisse zu erlangen, als ihm seine Kräfte immer erlauben. Freylich wird er dieß aber in jeder Rücksicht nur dann mit einem sonderlichen Erfolge können, wenn er, wo möglich, einen allgemeinen planmäßigen Ueberblick jener Wissenschaften hat, der ihn in den Stand setzt, seine Beobachtungen und Kenntnisse zweckmäßig zu ordnen, sie in mehreren Beziehungen zu betrachten, in der Erlernung derselben einen zuverlässigeren Schritt zu gehen, und aus ihnen überhaupt mehr Vortheil und Interesse zu ziehen. Dazu müßte aber schon in der Jugend eine geschickte Anleitung gegeben werden, weil es den meisten Menschen im erwachsenen Alter aus Mangel an Gelegenheit, und aus einer Art von Indolenz, die aus ihrer gänzlichen Unwissenheit entspringt, unmöglich fällt, sich selbst zu helfen. Man hat dazu auch schon hin und wieder einigen Anfang gemacht, und wie sehr wäre

es zu wünschen, daß anstatt so mancher unnützen, ja in vieler Hinsicht schädlichen Dinge, mit welchen die Zeit in den gewöhnlichen höhern und gemeinen Instituten des Unterrichts verschleudert wird, der jugendliche Geist zu jenen so nützlichen und angenehmen Gegenständen der Erkenntniß angeleitet würde *)! Doch ich gerathe hier auf eine Materie, die einer weit vollständigern und genaueren Untersuchung würdig ist, als die Absicht und die Grenzen dieses Buches anzustellen erlauben, und ich behalte mir dieselbe für eine andere schicklichere Gelegenheit vor.

Nachdem nun so wohl die Erkenntnißkräfte des Menschen aufgezählt, als auch der davon zu machende Gebrauch gezeigt worden: so kann es nicht schwer fallen, den daraus entspringenden Werth

---

*) Herr Inspector Funke zu Dessau hat zu diesem Behuf ein Werk geliefert, das in den gelehrten Blättern mit vielem Beyfall aufgenommen worden ist. Es führt den Titel: Allgemeines Lehrbuch für Bürgerschulen. Herausgegeben von C. P. Funke, Inspector des Schulmeisterseminariums zu Dessau. Th. I. 1795. 860. S. 8. mit zwey Kupfertafeln (2 Rthlr.)

Allgemeines Lehrbuch Th. II. Auch unter dem besondern Titel: Unterricht von dem Menschen und dessen Verhältnissen zur Selbstbelehrung für Bürger. 1796. 863 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

eines jeden Menschen in dieser Rücksicht zu bestimmen.

Sieht man bloß auf die natürliche Beschaffenheit jener Kräfte, so hat ein jeder den Vorzug vor dem andern, der sie in einem höhern Grade der Stärke besitzt, weil alle Kräfte selbst unter einander in diesem Verhältnisse stehen; und eben so hat auch wieder der, welcher eine vorzüglichere Kraft in einem höhern Grade von Stärke besitzt, den Vorzug vor dem, der nur eine geringere Kraft in einem höhern Grade von Stärke besitzt. So ist z. B. ein Mensch mit einem durchdringenderen Verstande aber schwächeren Gedächtnisse vorzüglicher, als ein anderer mit einem stärkeren Gedächtnisse, aber schwächeren Verstande. Ein Mensch, dessen Gedächtniß noch so viel fassen kann, dessen Verstand aber unfähig ist, die erworbene Masse von Materialien der Erkenntniß gehörig zu ordnen, zu beurtheilen und anzuwenden, wird weit weniger leisten, als der, welcher zwar weniger im Gedächtniß zu behalten, aber dieses richtig und scharf zu beurtheilen und zweckmäßig anzuwenden vermag. Da aber alle diese Kräfte, wenn man keinen Gebrauch von ihnen macht, todt und so gut wie keine zu betrachten sind: so kömmt alles auf diesen Gebrauch, und also auf die dadurch erworbenen Kenntnisse an. Der Werth und Umfang der Kenntnisse eines

Menschen bestimmt folglich auch seinen theoretischen Werth; und wie sich jene verhalten, gerade so verhält sich auch dieser.

Der Werth der Kenntnisse und Fertigkeiten wird durch ihre Wichtigkeit bestimmt; ihre Wichtigkeit aber verhält sich, wie ihre Unentbehrlichkeit und ihre Kraft den höchsten Zweck der menschlichen Natur zu befördern, und wie die Quantität und Qualität der Kräfte, durch welche sie erworben werden. Dieser Zweck, wie oben schon gezeigt worden, ist durchgängige Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetz der praktischen Vernunft. Je gründlicher, vollkommener und vollständiger die Menschen den höchsten Zweck ihrer Natur, die Vorschriften der praktischen Vernunft, und die Mittel, den Willen über alle sich zeigende Hindernisse siegen, und ihn zur Uebereinstimmung mit dem Moralgesetze immer fähiger zu machen, kennen, und je mehr sie dazu angeleitet, gestimmt und geneigt gemacht werden, — wozu insbesondere auch die schönen Künste sehr dienlich sind — desto mehr sind sie auch im Stande, jenen Zweck zu erreichen. Ferner, je ruhiger und sicherer die physische Existenz des Menschen ist, je mehr sie von der Nothwendigkeit befreyt werden, ihre Zeit bloß auf die Verschaffung der zur Erhaltung der physischen Existenz erforderlichen Mittel zu verwen-

den, mit einem Worte, je mehr Sicherheit und Ueberfluß unter ihnen herrschen, desto mehr wird es ihnen möglich, sich die zur Erfüllung ihrer menschlichen Bestimmung unmittelbar nöthigen Kenntnisse und Fähigkeiten der ersten Klasse zu verschaffen. Endlich, je mehr nützliche Nebenkenntnisse sich jeder Einzelne erwirbt, desto mehr wird ihm in theoretischer und praktischer Rücksicht die Erreichung des höchsten Zweckes der Menschheit erleichtert. Hiernach ordnet sich stufenweise der Werth der Kenntnisse im Allgemeinen.

Der größte theoretische Werth und Vorzug kömmt also demjenigen zu, welcher die einem jeden als Menschen unumgänglich nöthigen Kenntnisse der ersten Klasse in dem, vergleichungsweise, vollkommensten Grade, von den Berufs-Kenntnissen und Geschicklichkeiten diejenigen, welche am unmittelbarsten und wirksamsten den angegebenen höchsten Zweck befördern, und zwar in dem, vergleichungsweise, größten Umfange, und außer diesen noch die meisten und vorzüglichsten Nebenkenntnisse, und also auch die dazu erforderlichen vorzüglichsten Geisteskräfte besitzt, und dadurch mehr als alle andere im Stande ist, den Zweck der Menschheit an sich und andern erreichbar zu machen. Die übrigen rangiren sich stufenweise. Unter denen von gleichem Beruf hat derjenige den Vorzug, dem die

dazu gehörigen Kenntnisse und Fähigkeiten im vollkommensten Grade und im größten Umfange eigen sind, und im Fall sie sich hierin gleichen, der, welcher sich in Nebenkenntnissen vor dem andern hervor thut. Ich überlasse nun dem Leser, die Anwendung von diesen Grundsätzen auf jeden einzelnen Fall zu machen.

b) Von den Kräften des Gefühl- und Begehrungsvermögens, oder der praktischen Vermögen.

Alle Thätigkeit des menschlichen Geistes concentrirt sich in den drey äußersten Punkten: Denken, Fühlen, Begehren *). Die zu dem ersten erforderlichen besondern Kräfte werden in der gemeinen Sprache unter dem allgemeinen Nahmen Verstand, und die zu den letztern gehörigen unter dem allgemeinen Ausdruck Herz begriffen.

Wenn wir, auf den thätigen Zustand unserer Seele achtend, von allem, was zum bloßen Den-

*) Cicero faßt die beyden letztern in eins zusammen. Er sagt: Motus animorum duplices sunt, alteri cogitationis, alteri appetitus. Cogitatio in vero exquirendo maxime versatur: appetitus impellit ad agendum. Curandum est igitur, ut cogitatione ad res quam optimas utamur, appetitum rationi obedientem praebeamus. S. De Officiis Libr. I. Cap. XXXVI.

ken (formellen, als Handlung des Ich) gehört, vom Vorstellen, Anschauen, Erkennen u. s. w. abstrahiren, oder es in Gedanken weglassen; so bemerken wir in derselben noch gewisse Veränderungen, die wir mit dem Ausdruck der Gefühle von Lust und Unlust bezeichnen. Da sie etwas ganz einfaches, kein Mannichfaltiges enthaltendes sind, so lassen sich durchaus keine innern Merkmale von ihnen angeben. Weil aber mit denselben jederzeit ein solches Thätigseyn der Seele verbunden ist, welches entweder ungezwungen, willig, gerne (sponte), oder gezwungen, ungern (invite) vor sich geht: so lassen sie sich durch dieses äußere Merkmal deutlich bemerkbar machen, und von einander unterscheiden. Man kann also das Gefühl der Lust eine solche Veränderung, einen solchen Zustand des Gemüths nennen, bey welchem, zu dessen Behuf, die Seele ungezwungen, gerne (sponte) thätig ist, und das Gefühl der Unlust einen solchen, bey welchem dieselbe gezwungen, ungern (invite) thätig ist *). Das, was allen Gefühlen

*) Der Zweck dieses Buches erlaubt mir nicht, über diese psychologischen Gegenstände ausführliche Untersuchungen anzustellen, und sie mit systematischer Genauigkeit zu bestimmen. Es muß mir genügen, sie nur auf eine so viel möglich gemein verständliche Weise bezeichnet zu haben. Um aber den in diesen speculativen Gegenständen nicht ganz einge-

als subjective Bedingung ihrer Möglichkeit zum Grunde liegt, ist das Gefühlvermögen.

Wir bemerken in dem Gemüthe ferner ein Streben, angenehme Gefühle und ihren Gegenstand zu erhalten und zu verschaffen, und die entgegengesetzten zu entfernen. Dieses Streben nennen wir begehren, und in einem einzelnen Falle, wenn es auf ein angenehmes Gefühl gerichtet ist, Begierde, ist es aber auf ein unangenehmes Gefühl gerichtet, Abscheu. Zielt es, und zwar daurend, auf gewisse bestimmte Gegenstände, so heißt es Trieb, und wofern diese Richtung in der Natur des Begehrenden gegründet ist, Naturtrieb, Instinkt. Ist er stark und heftig, so ist er passive Neigung, Leidenschaft. Das, was dem Begehren als subjective Bedingung seiner Möglichkeit zum Grunde liegt, heißt das Begehrungsvermögen.

---

wehten Leser in den Stand zu setzen, die gegebene Erklärung näher zu prüfen und zu vergleichen, verweise ich ihn auf Hrn. Schmidts empirische Psychologie, zweyte verbesserte Auflage, Jena 1796, aus der ich zugleich die daselbst aufgestellte Erkälrung vom Gefühl hier beyfügen will. S. 371. §. 17. „Ein Gefühl (der Lust oder Unlust) ist eine solche Veränderung des Gemüths, welche ohne für sich selbst eine Vorstellung zu seyn, doch ein Merkmal einer Vorstellung von seinem eignen Zustande abgeben kann, und zu dem Bestreben des Gemüths, diesen Zustand zu bestimmen, d. h. ihn zu erhalten oder wegzuschaffen, in einem regelmäßigen Verhältniß steht."

Endlich findet sich in uns auch noch ein Vermögen, die Selbstthätigkeit (Spontaneität) unserer Kräfte nach von dem Verstande und der Vernunft gedachten und gegebenen Gründen, Regeln, Maximen und Gesetzen mit freyer (unter keiner fremden Bedingung stehender) Willkühr zu bestimmen. Dieses nennen wir — zum Unterschied von dem vorigen, welches das niedere heißt — das obere Begehrungsvermögen, Wille.

Das Gefühlvermögen ist zwar wesentlich von dem Begehrungsvermögen verschieden; daß es aber hier mit unter dem letztern begriffen worden, hat den Grund, weil es mit demselben doch die Klasse der praktischen ausmacht, und ihm eben das ist, was die theoretische Sinnlichkeit dem Erkenntnißvermögen; es liefert nämlich dem Begehrungsvermögen den Stoff seiner Thätigkeit.

α) Gefühlvermögen. Der Werth der Gegenstände des Gefühls wird durch die Vernunft, der Werth des Gefühls durch den Gegenstand desselben bestimmt. Die Gefühle sind demnach moralische, erhabene, edle, schöne, sinnliche, niedrige. Gehen wir in Bestimmung des Werthes unserer Gefühle rückwärts, oder vielmehr, gehen wir den Weg der natürlichen Entwickelung des Menschen: so erscheinen zuerst die sinn-

lichen, niedrigen thierischen Gefühle. Der Mensch ist, mögen wir ihn im Zustande der rohen Natur, oder im Zustande der Kindheit in einer cultivirten Gesellschaft betrachten, zuerst Thier. Seine Gefühle beziehen sich da vornehmlich auf Ernährung, Erhaltung und (mit Ausschluß des letztgenannten Zustandes) Fortpflanzung des Körpers, und auf diejenigen ihn umgebenden Gegenstände, die einen starken Eindruck auf ihn machen. Seine Gefühle sind die Gefühle der rohen Natur, wiewohl auch oft durch sie ein Strahl von Menschheit schimmert. Allmälig entwickelt sich im Thiere der Mensch. Die höhern Kräfte seines Geistes werden thätig. Die Dinge umher, auch die, welche er sonst übersah, machen einen lebhaften Eindruck auf ihn. Er beginnt, auf dieselben in ihrer Einzelnheit aufmerksam zu werden. Er fängt an, sie mit einander zu vergleichen. Er bemerkt den Vorzug des einen vor dem andern, in Rücksicht auf Gestalt, Bildung, Wirksamkeit, Stärke, Größe u. s. w. Sein Gefühl für alle diese Dinge wird rege. Er empfindet bey dem einen Wohl- bey dem andern Mißbehagen. Seine Einbildungskraft und wiederholte Betrachtung bilden diese Gefühle weiter aus. Er fängt an, die Gegenstände aus der Natur auch in seine Sprache überzutragen, und seine Gedanken und Empfindungen in daraus ent-

lehnte Bilder zu hüllen *). Er ahmt im Gesange die Stimme der Thiere, und in unvollkommenen Zeichnungen die natürliche Gestalt der Dinge nach. So entstehen die Gefühle des Erhabenen und Schönen, mit den Künsten des Verstandes und Witzes; und so wie er in der Ausbildung der Kräfte seines Verstandes, der Erkenntniß der Dinge und seiner künstlichen Fertigkeiten weiter fortrückt, so erweitern und verfeinern sich auch jene Gefühle.

Er ist auch den Wesen seiner eigenen Gattung näher gerückt, er ist in gesellschaftliche Verbindungen getreten, sein Interesse hat sich mit dem Interesse anderer Menschen verwebt, er sieht ihrer viele, er hört von noch mehreren, er wird auch auf sie aufmerksamer, er wird einen auffallenden Unterschied zwischen ihnen und ihren Handlungen gewahr, er bemerkt, wie der eine gerecht, gütig, großmüthig, thätig, hülfreich u. s. w., der andere von diesem allen das Gegentheil ist, er empfindet bey den Handlungen des einen Wohlgefallen, und bey den Handlungen des andern Mißfallen. Ge-

---

*) Die Sprache der Menschen auf dieser Stufe der Cultur ist gewöhnlich bilderreich. Außer vielen andern Nationen sieht man das auch an den Eingebohrnen von Canada, von denen Adair in seiner Beschreibung dieses Landes mehrere Reden aufbewahrt hat, in denen sich, oft sehr treffende, Bilder an Bilder reihen.

weckt sind die Gefühle des Edlen und Guten, des Schändlichen und Bösen. Sie reitzen ihn zu genauerer Erwägung dieser verschiedenen Arten zu handeln, und in Verbindung mit der Nothwendigkeit, seine eigenen oder anderer Handlungen zu rechtfertigen, oder die von andern anzuklagen und zu verdammen, nöthigen sie seinen Verstand, über Recht und Unrecht weiter nachzudenken, und die Begriffe davon immer mehr aufs Reine zu bringen. Und je weiter er nun hierin vorwärts kömmt, desto mehr schärfen und berichtigen sich auch seine sittlichen Gefühle.

Je mehr der Mensch also Mensch wird, desto mehr gewinnen auch seine Gefühle an Werth und Vortrefflichkeit; die Ausbildung und Veredlung der letztern hält mit der Ausbildung des erstern gleichen Schritt. Wie sich der Mensch zum Thiere verhält, so verhalten sich die Gefühle des sittlich Guten, Edlen und Schönen zu den sinnlichen mehr thierischen als menschlichen Gefühlen, beyde in Ansehung ihres Werthes.

Eben diese Ordnung in Rücksicht der Vortrefflichkeit der Gefühle findet statt, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkt des höchsten Zwecks der Menschheit betrachten. Die Gefühle des Guten, Edlen und Schönen sind die wirksamsten Beförderungs-

mittel, die rohsinnlichen Gefühle sind häufig die stärksten Hindernisse jenes Zwecks. Je reitzbarer und empfänglicher der Mensch für unschuldige, gute, edle und schöne Gefühle ist, je lebhafter er das Schlechte, Niedrige und Schändliche empfindet, je mehr er sich über die sinnlichen, niedrigen Gefühle erhebt, desto fähiger ist er auch, das Gute auszuüben.

Daher ist es auch Pflicht des Menschen, sein Gefühl fürs Gute, Edle und Schöne immer mehr zu läutern, zu schärfen und zu erhöhen, die unlautern und bösartigen Gefühle zu verbannen, und den bloß sinnlichen nicht mehr Gewalt und Ausbreitung bey sich zu verstatten, als die Natur nothwendig fordert, und seine höhere Bestimmung und Würde erlauben.

Je lebhafter also den Menschen die Vorstellungen des sittlich Guten rühren; je empfänglicher er ist für die Empfindungen des Edelmuths, der Freundschaft, der Wohlthätigkeit, der Theilnahme, des Mitleids, der Dankbarkeit u. s. f.; je stärker er das Niedrige, Häßliche und Verabscheuungswürdige der Niederträchtigkeit, der Menschenfeindschaft, der Grausamkeit, der Lieblosigkeit, der Härte, des Geitzes, der Selbstsucht, der Undankbarkeit u. s. w. empfindet; je mehr Wohlgefallen er

fühlt am wahrhaft Großen und Schönen, an unschuldigen und natürlichen Freuden; je weniger Gewalt über ihn die Gefühle der niedern Sinnlichkeit ausüben, desto mehr Werth hat er auch in Rücksicht auf sein Gefühlvermögen.

β) Unteres Begehrungsvermögen. Es findet schon von Natur ein großer Unterschied in der Beschaffenheit des Begehrungsvermögens des einen und des andern Menschen statt. Ein jeder fühlt in sich gewisse natürliche und andere Triebe, aber nicht alle finden sich mit einer gleich großen Gewalt durch sie in Bewegung gesetzt, und manche Menschen sind schon ursprünglich mehr als andere zu heftigen Begierden und Leidenschaften geneigt. Eben so wird man auch so wohl unter den natürlichen als übrigen Trieben einen sehr großen Unterschied gewahr. Einige sind mehr thierisch, andere sind mehr menschlich, manche sind von edler, manche sind von unedler Art. Die natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, der Selbstliebe, der Selbstschätzung, der Fortpflanzung, der Rache, des Mitleids, der Dankbarkeit, der Geselligkeit u. a. m.; ferner die Triebe der Freundschaft, der Selbstsucht, der Ehre, die nach Gewinn, nach Herrschaft, nach Kenntnissen u. a. — wie verschieden sind diese nicht? Und eben so verschieden ist ihre Wirksamkeit in den menschlichen Gemüthern.

Der eine ist mehr für die sanftern und edlern, der andere mehr für die niedrigern und härtern Triebe gestimmt; und so wird auch durch dieselben dieser mit stärkerer, jener mit geringerer Gewalt bewegt.

Die natürlichen Triebe nehmen auch bey den verschiedenen Menschen eine sehr verschiedene Richtung. So wirkt der Instinkt der Selbsterhaltung bey dem einen Furchtsamkeit und kriechende Niederträchtigkeit, bey dem andern muthige Vorsichtigkeit und edle Kühnheit; bey dem Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, vernünftige Sparsamkeit, bey jenem Unmäßigkeit und Völlerey, oder niedrigen Geitz. Der Trieb der Fortpflanzung artet bey manchen in stumpfsinnige, unnatürliche, viehische Wollust aus, bey manchen hingegen erzeugt er die zärtlichsten Gefühle der wechselseitigen Theilnahme, des gegenseitigen Wohlwollens, der wärmsten Freundschaft, setzt ihr ganzes Wesen in eine sanfte wohlwollende Stimmung, und macht sie für die Ausübung jeder guten That geneigt. Der Trieb der Selbstschätzung bildet sich bey einem Menschen zu einem rastlosen Streben nach ächter Vervollkommnung jeder Art, zu Großmuth, zu Edelmuth; bey einem andern schlägt er um in thörichte Eitelkeit, in lächerlichen Hochmuth, in reißende Ehrsucht, in wüthende Herrschsucht u. s. w. Auf eine

ähnliche Weise veredeln und verbösartigen sich auch die übrigen Triebe der menschlichen Natur.

Auch hängt von dem Betriebe des Menschen selbst sehr viel in Ansehung der Beschaffenheit und Stimmung seines Begehrungsvermögens ab. Er kann die in ihm sich zeigenden Triebe der Natur gut oder schlecht leiten; er kann durch fleißige Uebung die sanftern, menschlichern und edlern stärken, ihren Umfang und ihre Kraft erhöhen, und ihnen die beste Richtung geben, und die niedrigern, wenn sie zu stark sind, zähmen, dem Anwachs ihrer Macht vorbauen und ihre Ausartung verhüten; er kann gute und edle Triebe bey sich erwecken, und schlechten und bösartigen den Eingang verwehren, indem er die einen eifrig nährt, und die andern ernstlich unterdrückt, wozu schon oben ein sehr zweckmäßiges Mittel angegeben worden.

So wie nun den sanftern, edlern und menschlichern Trieben schon vermöge ihrer Natur der Vorzug vor den entgegengesetzten gebührt; so kömmt er ihnen auch deswegen zu, weil sie sehr wirksame Beförderungsmittel, die letztern hingegen sehr große Hindernisse des höchsten Zwecks der menschlichen Natur abgeben. Der Trieb der Mitleidenheit wirkt leicht Wohlthätigkeit, und hält von Härte und Grausamkeit zurück; der Trieb der Dankbarkeit

bringt leichtlich Dienstfertigkeit hervor, und der Trieb der Geselligkeit stimmt zur Freundschaft eu. s. f. Je mehr gute und edle, und je weniger ntgegengesetzte Triebe daher in einem Menschen thätig sind; je mehr Stärke er besitzt, die unlautern zu verdrängen und in Schranken zu halten, und überhaupt, je mehr er sie alle in seiner Gewalt hat: desto fähiger ist er auch zur Ausübung alles dessen, was Pflicht und Recht, was groß und schön und lobenswürdig ist, desto edler und vorzüglicher ist er, desto mehr Werth hat er auch in Rücksicht auf sein unteres Begehrungsvermögen.

γ) Oberes Begehrungsvermögen, Wille. Es gehört nicht in meinen gegenwärtigen Plan, mich in Untersuchungen der Streitigkeiten über einen der wichtigsten und schwersten Gegenstände in der Philosophie, über die Freyheit des Willens, und auf einen Beweis derselben einzulassen. Ich bemerke bloß, daß ohne sie dem Menschen durchaus kein Werth, als Person, zukommen könnte, weil dann der Bestimmungsgrund seiner gesammten Thätigkeit nicht in, sondern außer ihm befindlich wäre. Da wir sie aber hier nothwendig als gewiß voraussetzen müssen, so verweise ich den Leser auf meine Morgengespräche, wo ich meine Gedanken darüber aus einander gesetzt habe *).

---

*) S. Morgengespräche zweyer Freunde über die Rechte der Vernunft u. s. w.

Der Bestimmungsgrund des Willens liegt entweder außer uns, oder in uns. Außer uns, wenn der Wille bloß durch den augenblicklichen Zufall, durch Umstände, Gewohnheit, und überhaupt durch die im Gemüthe vorgehenden Veränderungen und Thätigkeiten in Bewegung gesetzt wird, wenn das Sich bestimmen nicht Werk seiner Selbstthätigkeit, sondern der Dinge außer ihm ist, welche die auch seyen. In uns, wenn der Wille sich nach selbstgedachten Gründen, und zu deutlich sich vorgesetzten Zwecken bestimmt, mit einem Worte, wenn das Sich bestimmen Werk seiner unbedingten Selbstthätigkeit ist. In diesem Falle bestimmt er sich entweder nach Gründen und Maximen der Klugheit, oder nach Grundsätzen und Regeln der reinen Sittlichkeit, d. i nach solchen, die von der praktischen Vernunft *) vorgeschrieben werden, und weil sie von derselben vorgeschrieben werden; und dieß thut er entweder mit Festigkeit, Stetigkeit, Konsequenz, oder mit Wankelmuth, Unbeständigkeit, Inkonsequenz.

α) Was den ersten Fall betrifft, wenn der Bestimmungsgrund des Willens außer

---

Man kann auch Hrn. Kants Kritik der praktischen Vernunft hierüber nachsehen.

*) Praktisch heißt die Vernunft, so fern ihre Erkenntnisse Regeln für unsern Willen sind.

uns liegt, so giebt es eine nicht kleine Anzahl von Menschen, die ich, um sie kurz und bestimmt zu bezeichnen, Geschöpfe des Zufalls nennen möchte. Was sie denken und wie sie denken, was sie wollen und warum sie es wollen, davon dürft ihr mit nichten den Grund in ihnen selbst, in ihrer Selbstthätigkeit, sondern in der natürlichen Disposition ihres Gemüths und ihres Körpers, in dem Denken und Wollen anderer Menschen, und in den Dingen, die gewesen sind, und noch sind, und auf sie wirken, müsset ihr ihn suchen. Sie selbst haben nie nachgedacht, warum sie gerade das und so denken, und warum sie gerade das und aus dem Grunde wollen. Beobachtet sie, in welchem Stande, in welcher Lage, in welchen Umständen, in welcher Rücksicht es sey; so werdet ihr jederzeit finden, daß alles, was sie denken und thun, das Resultat theils dieser äußerlichen Umstände, theils der allgemeinen und besondern Stimmung ihrer individuellen Natur ist. Sie betreiben die Geschäfte ihres Berufs, ohne sich selbst darum zu bekümmern, wie es am besten und zweckmäßigsten sey, ewig, und gleich dem Stiere vor dem Pfluge, nach der Weise, wie ihre Väter, oder Lehrmeister, oder Treiber sie dieselben zu besorgen gewöhnten, oder höchstens mit den Abänderungen, die die mit ihnen lebenden Menschen

sie zu treffen nöthigen oder veranlassen, eifrig oder träge, je nach dem ihre natürliche Lebhaftigkeit oder ihre natürliche Trägheit, oder die Beschaffenheit und der Drang der Umstände sie zu dem einen oder zu dem andern bestimmen. Sie schätzen und behandeln die Menschen und ihre Verdienste, erweisen ihnen Ehrerbietung, Gefälligkeit und Aufmerksamkeit, oder Verachtung, Gleichgültigkeit und Grobheit, wie sie lernten und sehen, daß ihre Väter und Lehrer, und andere mit ihnen in gleichen Umständen sich befindende Menschen es wollten und zu thun pflegen, oder auch wie ihre jedesmalige Laune es mit sich bringt. Sie sind streng oder nachlässig in der äußerlichen Beobachtung ihrer Pflichten und gottesdienstlicher Vorschriften und Gebräuche, fällen über dergleichen Gegenstände richtige oder falsche Urtheile, sind wohlthätig oder hart gegen Hülfsbedürftige, geitzig oder verschwenderisch, in äußern Sitten prächtig oder schmutzig, steif oder frey, alles so, wie sie gewöhnt wurden, oder durch Temperament und Neigungen gestimmt werden, es zu seyn. Sie sind eifrige Katholiken, oder eifrige Protestanten, eifrige Supernaturalisten oder eifrige Naturalisten, sie glauben alles, oder sie glauben nichts, je nach dem sie unter der einen oder andern Parthey erzogen wurden und leben. Sind sie von einer ängstlichen und furchtsamen Gemüthsart, vereint mit geringen Ver-

standeskräften; so hängen sie ängstlich am Alten und an dem, was ihnen zur Vorschrift und Regel gemacht wurde, und betrachten es als ein unverletzliches Heiligthum. Ist ihre Gemüthsart hingegen leicht und flüchtig, so sind sie Anhänger und Vertheidiger von allem Neuen, wechseln jeden Augenblick, und schweifen ewig von einem Gegenstande zum andern. — Da solche Menschen so gut wie ohne Willen sind; da alles, was sie sind und thun, nicht so wohl ihnen selbst, als vielmehr dem, was außer ihnen ist, zugeschrieben werden muß: so kann ihnen, genau genommen, auch kein Werth zukommen, und sie sind, unter einander selbst verglichen, und als bloße Mittel betrachtet, besser oder schlechter, je nach dem der Zufall wollte, daß sie nützlicher oder schädlicher seyn sollten.

β) Wenn der Bestimmungsgrund des Willens in uns liegt. Außer ihnen giebt es andere, in deren Thun und Denken überall, oder durch öfters eigene Thätigkeit sichtbar wird. Sie urtheilen so wie sie urtheilen, weil ihre eigene Ueberlegung sie dazu bestimmt; sie wollen das, was sie wollen, weil sie selbst, ohne sich an etwas anderes zu binden, es so für gut befinden. Sie folgen weder blindlings der Leitung, den Lehren, Vorschriften und Urtheilen anderer Menschen, noch ahmen sie mechanischen Gewohnheiten, Sitten und

Handlungen nach. Sie unterwerfen vielmehr alles, oder doch vieles dem Richterstuhl ihrer eigenen Vernunft, und bestimmen sich so, wie sie es ihren selbst gewählten Zwecken angemessen finden. Je mehr sie Gelegenheit fanden, ihren Verstand auszubilden, und das Gebiet ihrer Kenntnisse zu erweitern, desto mehr machen sie sich unabhängig von fremdem Einfluß, desto mehr verfolgen sie ihre eigenen Zwecke nach eigenen Gründen; und manche unter ihnen bilden sich ein System von Grundsätzen, das sie mit einer Festigkeit, mit einer Stetigkeit, mit einer Gewalt über ihre eigenen Leidenschaften und Begierden, und mit einer Konsequenz befolgen, die Bewunderung erregen. Bisweilen stimmen auch ihre Handlungen so genau mit dem Buchstaben der reinsittlichen Vorschriften überein, daß man sie, wenn man durch den äußern Schein sich leiten läßt, nicht anders, als mit Achtung und Ehrfurcht betrachten kann.

Aber forscht ihr strenger nach der wahren Triebfeder aller ihrer Handlungen, so entdeckt ihr, daß sie nichts mehr und nichts weniger ist, als bloßer Eigennutz. Sich wohl zu befinden, diese oder jene Neigung, die sich in ihren Herzen zum Haupt aller übrigen gemacht, zu befriedigen, ist das feste Ziel ihrer Thätigkeit. Ihre Klugheit findet, daß nur äußerliche Rechtschaffenheit, und eine der Sitt-

lichkeit gemäße Handlungsweise der sichere Weg zu ihrem Ziele ist. Reine Sittlichkeit kümmert sie nicht, und sie würden eben so eifrig und unbesorgt die schlimmsten, als die besten Handlungen ausüben, wenn sie bey jenen eben so gut, wie bey diesen, ihre Rechnung fänden. — Wenn man diese Klässe der selbstthätigen Menschen mit jener erstern der willenlosen, der bloßen Automaten vergleicht, so erhebt sie sich über die letztere in demselben Grade, in welchem sich jede bestimmende Kraft über die bloß bestimmte erhebt; vergleicht man aber die verschiedenen Gattungen derselben unter einander, so übertrifft einer den andern, je nach dem er mit mehrerer oder minderer Selbstthätigkeit, mit mehr oder weniger Festigkeit, Selbstbeherrschung und Konsequenz, und nach mehr oder weniger legalen, (dem Aeußern, dem Buchstaben nach mit dem Sittengesetze übereinstimmenden) Grundsätzen handelt. Allein an und für sich selbst, als Menschen d. h. als Wesen betrachtet, die mit einem thierischen Körper eine vernünftige und freye Natur verbinden, sind sie ohne allen Werth: denn als solche liegt in ihnen ursprünglich ein Gesetz (das Sittengesetz), welches unbedingt als Richtschnur ihres Willens gilt, der alles übrige weichen muß; da sie aber ihre Wünsche zur Richtschnur ihrer freyen Thätigkeit machen, so verläugnen sie, indem sie das im Menschen gebietende Sittengesetz verwerfen, ihre

menschliche Natur, hören auf Menschen zu seyn, und treten in die Klasse zwar überaus künstlicher, aber doch bloßer Thiere herab.

Wir machen also nur dann von unserm Willen den rechten Gebrauch, und es kömmt uns bloß unter der Bedingung ein wahrer menschlicher Werth zu, wenn wir das Sittengesetz zur ausschließenden Richtschnur und Bestimmungsgrund seiner Thätigkeit machen, und dasselbe nicht um unsers Vortheils und Wohlbefindens, sondern um sein selbst willen befolgen; und je sittlich reiner die Grundsätze unserer Handlungen sind, mit je größerem Eifer, Festigkeit, Stetigkeit, Konsequenz und Selbstbeherrschung wir sie in Ausübung bringen, desto größer ist auch unser menschlicher Werth.

2.
Von den Kräften und Anlagen des Körpers.

Da der Körper bloß die thierische Natur des Menschen ausmacht, und da er der eigentlich menschlichen Natur bloß als vergängliches Werkzeug ihrer irdischen Ausbildung dient, und also an sich selbst den wahren menschlichen Werth weder erhöhen noch vermindern kann: so haben wir die Anlagen und Kräfte desselben bloß zu betrachten, so fern sie Mittel abgeben zur Ausbildung der geistigen Natur; und da überdieß ihr Gebrauch bloß vom Verstande und

Willen abhängt, und diese schon betrachtet worden, so ist es genug, wenn wir sie nur flüchtig berühren.

Aeußere Bildung und Gestalt des Körpers ist Werk der Natur, nicht des Menschen, kann folglich auch ihm keinen Werth geben, und bloß als Gegenstand des Geschmacks, wie jeder andere, auch unbelebte Körper, etwas gelten. Die Tüchtigkeit der verschiedenen Theile des Körpers, die zur Erhaltung der Maschine ihnen von der Natur bestimmten Functionen zu verrichten, oder die Gesundheit, hängt theils von der Natur, theils vom Menschen selber ab. Dieser kann seine Gesundheit zerstören, und erhalten, und wenn er das erstere aus Nachlässigkeit und außer dem Fall einer pflichtmäßigen Handlung thut, so vermindert dieß seinen Werth.

Außerdem kann man die Kräfte des Körpers in zwey Klassen eintheilen, in die, welche zur Erhaltung, Beschützung und Bequemlichkeit des Körpers, und in die, welche zur Belustigung und Ausbildung des Geistes dienen; die ersten unterscheiden sich durch Stärke, indem sie über andere körperliche Kräfte das Uebergewicht behaupten; die letztern unterscheiden sich durch Geschmeidigkeit und Fertigkeit: jene haben ihren Wirkungskreis vorzüglich im Raum, den sie einzunehmen und an-

dere Körper daraus zu verdrängen vermögen, diese vorzüglich in der Zeit, indem sie schnelle und leicht erfolgende Veränderungen in derselben hervor bringen; jene bedarf vorzüglich der Bauer und Handwerker, diese vornehmlich der Künstler; die erstern müssen bey ihren Verrichtungen auf Körper wirken, und daher kömmt es bey ihnen vorzüglich auf Stärke an; bey den letztern aber ist es in ihren Verrichtungen hauptsächlich auf Fertigkeit und Geschmeidigkeit der Kräfte und Gliedmaßen angesehen, die sie dazu gebrauchen. Je nach dem es bey einer Hanthierung mehr auf physische Kraft, oder mehr auf Kenntnisse, Thätigkeit des Verstandes und Fertigkeit des Körpers oder gewisser Glieder desselben ankommt, je nach dem nähert sie sich mehr oder weniger der Kunst.

Unter den körperlichen Kräften und Anlagen behaupten die, welche zu den Künsten erfordert werden, unstreitig den Vorzug vor denen, welche zu den gemeinen Hanthierungen erforderlich sind. Denn erstlich: diese sind gemeiner, finden sich auch in den leblosen Körpern und in den unedelsten Thieren, jene hingegen sind seltner, und nur kunstvollen Thieren und Menschen eigen; zweytens: die gemeinen körperlichen Kräfte geben dem Körper nur Fähigkeit, sich in dem Raum, den er einnimmt, gegen den Andrang anderer physischer

Kräfte zu erhalten, und andere aus dem ihrigen zu verdrängen, die künstlichen hingegen geben mehr Geschmeidigkeit, Schnelligkeit, Beweglichkeit, Feinheit und Geschicklichkeit, verwickelte uns schwierige Veränderungen hervor zu bringen; drittens: die letztern setzen mehr Thätigkeit des Geistes voraus, und wirken mehr in Verbindung mit demselben, die erstern weniger; viertens: die gemeinen dienen bloß dem Körper, indem sie ihm Unterhalt, Schutz, und zum Theil auch Bequemlichkeit gewähren, die künstlichen, besonders die zu den so genannten schönen Künsten erforderlichen dienen vornehmlich dem Geiste, indem dieser durch die Veränderungen, durch die Gedanken, Gefühle und Leidenschaften, und überhaupt durch die Werke und Gegenstände des Schönen, die durch sie bewirkt und sinnlich dargestellt werden, beschäftiget, gerührt und in vielfacher Rücksicht gebildet wird.

Je edlere Kräfte und Anlagen also ein Körper hat, und in je höherem Grade er sie besitzt, desto vorzüglicher ist er; und je mehr die Menschen mit solchen Körpern diese Anlagen ausbilden, und zu Fertigkeiten erheben, desto mehr übertreffen sie in dieser Hinsicht andere, bey denen dieser Fall nicht statt findet.

Außerdem kann und muß in der Bewegung und in dem Gebrauch des Körpers auch noch ein gewisser schicklicher und edler Anstand sichtbar werden, der gleichsam der äußerliche Abdruck einer edlen und wohlgebildeten Seele ist. Da aber schon Cicero das Nöthige darüber so schön gesagt hat, so begnüge ich mich, den geneigten Leser, gelehrten oder ungelehrten (denn auch dieser sollte billig die vertrauteste Bekanntschaft mit manchen Schriften jenes vortrefflichen Römers machen), auf das 35. und 36. Kap. des ersten seiner Bücher von den Pflichten zu verweisen, von welchen unser Garve bekanntlich eine vortreffliche deutsche Uebersetzung geliefert hat.

Es bleibt mir nun in diesem Kapitel nichts mehr übrig, als die Resultate von allen in demselben angestellten Untersuchungen anzugeben. Es sind im Allgemeinen und im Zusammenhange folgende:

Der Mensch ist ein mit Vernunft und freyem Willen begabtes Wesen, durch die Natur in Verbindung mit einem thierischen Körper gesetzt, der ihm während seiner irdischen Existenz zum Werkzeug seiner Entwickelung dient.

Durch die Vernunft ist ihm ein unbedingtes Gesetz gegeben, welchem gemäß der Wille sich durchgängig bestimmen muß.

So wie er aber zum Daseyn gelangt, hat er weder einige Kenntniß von diesem Gesetz und den durch dasselbe gegebenen Vorschriften, noch wird es ihm, so wohl der Beschaffenheit seiner eigenen Natur, als vieler anderer außer ihm liegenden Umstände wegen, leicht, sie auszuüben.

Er muß folglich durch den Gebrauch seiner Erkenntnißkräfte die vollständigste Kenntniß jener Regeln sich zu erwerben, und durch unablässige zweckmäßige Uebung seines Gefühl- und Begehrungs-Vermögens sich zur festen Ausübung derselben tüchtig zu machen bemühet seyn.

Aber zu diesem Behuf wird vor allen Dingen Unterhaltung und Sicherheit der physischen Existenz erfordert, und zwar so, daß auch noch Zeit und Kräfte zur Erlangung jener höhern Kenntnisse und zur Ausbildung der vernünftigen Natur überhaupt übrig bleiben.

Der Mensch muß mithin auch einen beträchtlichen Theil seiner Kräfte zu diesem Zweck verwenden, und sich die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben suchen und anwenden.

Er muß endlich auch noch auf solche Nebenkenntnisse und Mittel bedacht seyn, die die Entwickelung

seiner Geisteskräfte und sittlichen Anlagen und seine moralische Cultur überhaupt befördern.

Wer nun alle diese Kenntnisse und Fertigkeiten besitzt, wer nicht allein seine Kräfte zur Erhaltung und Beförderung der physischen Existenz pflicht- und zweckmäßig anwendet, sich eine möglichst genaue Kenntniß von dem, was er soll und darf, und was er werden soll, verschafft, und überhaupt auch in Rücksicht auf das Allgemeine zum Zweck der Menschheit nach Kräften zu wirken sucht, sondern auch sein ganzes Wollen, Thun und Handeln dem Gesetz der sittlichen Vernunft, und um desselben willen, gemäß einrichtet, und es darin immer weiter zu bringen strebt, der hat wahren menschlichen Werth und Güte, der ist ein guter und würdiger Mensch.

Je vortrefflichere Anlagen aller Art der Mensch besitzt und anwendet, je mehr er sich dadurch so wohl an nothwendigen und nützlichen Einsichten und Geschicklichkeiten, als auch durch Vollkommenheit seiner praktischen Vermögen erhebt, und nicht allein für sich selbst dem höchsten Zweck der Menschheit desto näher kömmt, sondern ihn auch außer sich in hohem Grade befördert, indem er entweder selbst zur Ausbildung anderer Menschen unmittelbar sehr viel beyträgt, oder ihnen doch die Mittel dazu zu ge-

langen verschafft: desto vortrefflicher ist er auch. Je mehr ihm aber alle diese Eigenschaften mangeln, desto tiefer sinkt er herab.

Es ließe sich nach den entwickelten Grundsätzen leicht eine ganz ins Einzelne gehende sehr genaue Bestimmung der Stufenfolge des Werths der Menschen in Vergleichung mit einander angeben; da dieses aber hier zu viel Platz einnehmen würde, und da es zum Theil ohnehin schon bey der Betrachtung der einzelnen Anlagen und natürlichen Vermögen des Menschen in diesem Kapitel geschehen ist, so überlasse ich dieses Geschäft dem Leser selbst, dem es noch überdies zu einer nützlichen Gelegenheit des eignen Denkens dient.

Es sey mir nur erlaubt, diesem langen Kapitel noch folgende Bemerkungen beyzufügen. Man taxirt im wirklichen Leben den Menschen gewöhnlich nach einem ganz andern Maßstabe, als der ist, den wir in diesem Werke angegeben haben. Waren die Eltern und Vorfahren eines Menschen Leuten von Ansehen, oder bekleidet er, gleichviel ob mit oder ohne die erforderlichen Fähigkeiten, ein wichtiges Amt, oder hat ein Fürst ihm auch nur das Recht zugestanden, sich den Titel von einem solchen Amte, ohne daß er es verwaltet, beylegen zu lassen, und hat das Glück ihn in den Besitz von

Reichthümern gesetzt; so sind dieß hinlängliche Eigenschaften, um allen übrigen Menschen, denen dieselben mangeln, so vortrefflich sie sonst auch seyn mögen, vorgezogen zu werden. Man bezeichnet ihn durch den Ausdruck: ein vornehmer Mann, ein Mann von Stande, von Ehre, von Distinction: die andern nennt man gemeine Leute, Pöbel. Man giebt ihm die Anerkennung seines Vorzugs durch allerhand angenommene äußerliche Zeichen und Formeln, oft von der seltsamsten Art und bey allen Nationen verschieden, zu erkennen; man befleißigt sich, gefällig und artig gegen ihn zu seyn, seinen Wünschen überall zuvor zukommen, und so viel möglich sich in seinen Willen zu fügen; man läßt ihm bey Zusammenkünften den ersten Platz; man schweigt und hört aufmerksam zu, wenn er spricht, rede er auch die gleichgültigsten, unbedeutendsten oder abgeschmacktesten Dinge. Dem gemeinen Mann, das ist, dem, der weder vornehme Eltern, noch ein angesehenes Amt, noch einen Titel, noch Reichthum besitzt, widerfährt von dem allen gewöhnlich das Gegentheil. Er wird als ein entehrendes Mitglied von der Gesellschaft der Vornehmen ausgeschlossen; und wenn er sich etwas erhebt und in dieselbe ja aufgenommen wird, so wird er doch wenig oder gar nicht bemerkt; niemand bekümmert sich um ihn, niemand richtet seine Rede an ihn; seine Pflicht ist, den Vornehmern die

sorgfältigste Aufmerksamkeit zu beweisen, in seinem ganzen Wesen Ehrfurcht und Achtung für sie blicken zu lassen, ohne besondere Aufforderung, oder ohne die größte Behutsamkeit in der Wahl der sich dazu darbietenden Gelegenheiten nicht zu reden, und wäre er auch ein Socrates unter faden Schwätzern *).

Manche unter den so genannten Vornehmen gehen sogar so weit, sich einzubilden, daß ein so genannter gemeiner Mensch weder eines feinen Gefühls, noch einer guten Denkungsart fähig, noch im Stande sey, etwas Interessantes und der Aufmerksamkeit Würdiges zu sagen: er ist, sagen sie, ein gemeiner Mensch, ein Mensch ohne Erziehung.

Nach diesem Wahne von leidiger Erziehung, die bey dieser Art von Menschen gewöhnlich keinen höhern Zweck hat, als die Kinder zu Marionetten zu bilden, damit sie in dem Puppenspiel der so genannten großen Welt auch ihre fade Rolle mitspielen können, schätzen diese Menschen ihren Mann, außer den zu allererst voraus zu setzenden Eigenschaf-

*) Daß es hiervon Ausnahmen giebt, und daß überhaupt die Art, sich im geselligen Umgange zu benehmen, sich jetzt hin und wieder den Grundsätzen der Vernunft zu nähern beginnt, bin ich gar nicht in Abrede: allein im Allgemeinen wird man das Gesagte hoffentlich nicht übertrieben finden.

ten der Geburt, des Standes und Reichthums, auch nach der Fähigkeit, seinen Körper nach gewissen von ihnen angenommenen Regeln zu bewegen, einem jeden gerade diejenigen Formeln zu sagen, diejenige Art von Verbeugung zu machen, und ihm denjenigen Grad von Aufmerksamkeit und Gefälligkeit zu beweisen, den die angenommene, am ehemaligen fränkischen Hofe ausgeheckte Sitte für ihn bestimmt. Besitzt er daneben auch noch das Talent, durch ein meistens oberflächliches Geschwätz von tausend nichts bedeutenden, oder auch von wichtigen Dingen, von denen er gründlich, freylich selten etwas vorsteht, seinen Gesellschaftern die lästige Zeit zu vertreiben, oder sie ihnen gar durch einen faden, kleinlichen, niedrigen, oft gestohlnen oder auch wirklich treffenden Witz, auf eine für sie angenehme Weise zu verkürzen, so gilt er für einen Mann ohne Gleichen, ohne Rücksicht, ob er an Charakter und wahrem Verdienst auch nur dem wirklich Niedrigsten im Volke gleich zu achten sey.

Es ist nicht schwer, die Ursachen dieser eben so ungerechten und nachtheiligen, als falschen und lächerlichen Schätzung der Menschen aufzufinden.

Die erste und allgemeinste ist Gewohnheit und Mangel an Kenntniß des wahren menschlichen

Werthes. Die irrigsten und lächerlichsten Begriffe, wenn sie uns von Jugend auf als wahr und richtig eingeprägt worden, und wenn wir finden, daß sie fast allgemein unter den Menschen, die wir kennen lernen, und mit denen wir umgehen, als gültig angenommen sind, werden uns nach und nach so gewöhnlich, daß es uns, wenn wir nicht die unentbehrliche Maxime aller ächten Aufklärung: ohne sorgfältig und selbst geprüften hinlänglichen Grund nichts als wahr oder falsch anzunehmen, als Grundregel bey allen unsern Urtheilen aufgenommen haben, gar nicht einfällt, ihre Richtigkeit nur zu bezweifeln, geschweige denn gar zu untersuchen; und eben so kann uns auch die irrigste Ansicht von Dingen, wenn wir von Kindheit an daran gewöhnt wurden, endlich so natürlich werden, daß wir sie für ganz nothwendig und in der Natur der Dinge selbst gegründet halten.

Menschen, welche nie die Grenzen ihres Dorfs, oder ihrer Stadt, oder ihres Vaterlandes verließen, und nie von etwas anderm hörten, als was sie umgiebt, gewöhnen sich, die Beschaffenheit der Dinge um sie her, der Natur, der Menschen, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, u. s. w. für so nothwendig oder einzig anzusehen, daß es ihnen schwer fällt, sich zu überreden, daß irgendwo das alles anders seyn können, oder daß es nicht immer

so gewesen sey. Eine Gegend, wo ein ewiger Frühling lächelt, wo ein ewiges Aequinoctium, oder wo bald eine beständige Nacht, bald ein ununterbrochenes Licht des Tages herrschend ist, oder wo sich feurige Ströme von glühenden mineralischen Massen aus hohen Bergen ergießen, und Städte und Gegenden verheeren, oder fürchterliche Erschütterungen der Erde erregen, und Städte und Menschen im Abgrunde begraben, oder wo die Menschen schwarz und unbekleidet sind, und in ihren Sitten und Lebensart den Thieren mehr als den Menschen verschwistert zu seyn scheinen, und dergleichen Dinge mehr — eine solche Gegend, sage ich, ist jenen Menschen, wenn sie in einer ganz verschiedenen leben, ein Gegenstand des größten Erstaunens, und sie bleiben lange zweifelhaft, ob sie den Erzählungen davon trauen, oder sie für bloße Mährchen halten sollen. Aus der nämlichen Quelle entspringen auch größtentheils die Verfolgungen neuer Meinungen und Systeme, und gerade so verhält sichs auch mit unsern falschen Begriffen von dem Werthe der Menschen. Man sieht, so bald man sehen kann, daß allgemein Leute von vornehmer Geburt, in angesehenen Aemtern, mit hochtönenden Titeln, und von großem Vermögen, geehrt und vorgezogen, und andere, denen alle diese Dinge mangeln, verachtet und hintan gesetzt werden. Niemand findet sich, der über die wahre Be-

schaffenheit der Sache uns die Augen öffnete, und uns den richtigen Gesichtspunkt zeigte, aus dem wir sie zu beurtheilen haben; wir selbst sind bald zu schwach, bald zu bequem, um aus eignem Antriebe ihn aufzusuchen; eitle und vorurtheilvolle Mütter sind nebst andern, bald durch niedrige Schmeichele, bald durch andere nicht bessere Beweggründe regierten Menschen noch überdieß recht eifrig beflissen, dem Vorurtheil, das schon von selbst sich bey uns eingenistet, eine recht feste und sichere Herrschaft zu verschaffen: — was Wunder, daß es uns so für einen untrüglichen Maßstab in der Schätzung der Menschen gilt?

Die zweyte gleichfalls nicht seltne Ursache, die Menschen nach jenem falschen Princip zu schätzen, ist Ehrgeitz und Stolz. Mancher, welcher sich im Besitz jener theils zufälligen, theils nichts bedeutenden Dinge befindet, und auf sie seine Ehre gründet, sieht wohl ein, daß wenn der Werth und die Ehre der Menschen nach einem richtigen Maßstabe bestimmt würden, er nicht allein mit vielen, über die er jetzt erhaben ist, in gleichen Rang gestellt, sondern vielleicht auch unter noch mehrere sogar weit herab gesetzt werden würde.

Nun verblendet ihn entweder sein Geitz, und er sucht sich wirklich zu überreden, daß die Grund-

säße, nach denen sein Interesse die Menschen zu schätzen und zu behandeln fordert, in der That die ächten seyen, oder er bemüht sich, wenn er zu viel Verstand besitzt, um selbst getäuscht zu werden, seines Vortheils wegen, die Täuschung wenigstens bey andern zu unterhalten.

Die dritte Ursache ist endlich Schwäche des Charakters, Schüchternheit, Mangel an Muth, sich über herrschende Vorurtheile hinweg zu setzen. Mancher Vornehme erkennt sehr deutlich, daß es in Ansehung des Werths eines Menschen gar nicht auf den Zufall der Geburt, des Standes und des Reichthums, sondern auf ganz andere wesentlichere Eigenschaften ankomme; er möchte auch recht gern einem jeden die ihm wirklich gebührende Achtung durch sein äußeres Betragen erzeigen: aber er fürchtet das Naserümpfen vornehmer Thoren, die Verläumdung und die Verfolgungen ehrsüchtiger und egoistischer Standesgenossen, und so läßt auch er sich von dem allgemeinen Wirbel mit fortreißen.

Wie dieß aber sey, der einsichtsvolle und edle Mann läßt sich durch solche Blendwerke nicht täuschen, noch durch den allgemeinen Drang der Thorheit und des Egoismus sich auf schimpfliche Abwege führen. Ein Krüppel, weiß er, sey es an Geist oder an Körper, ist darum nicht gerade, weil

sein Vater oder alle seine Vorfahren einem Apollo glichen. Ein Hund bleibt immer ein Hund, wenn er auch der Wächter oder Besitzer von unermeßlichen Schätzen wäre. Was vom bloßen Zufall abhängt, und zum Menschen als Menschen nicht gehört, kann keinen Werth ihm geben. Nur wesentliche Vorzüge erheben Menschen über Menschen. Ein Mann in einem wichtigen Amte ohne die dazu erforderlichen Eigenschaften ist unter dem, der zwar nicht jenes, aber diese besitzt; haben sie gleiche Eigenschaften, so sind sie sich auch an Werthe gleich, mögen sie in oder außer Aemtern seyn. Ein vorzüglicher Mensch ist auch ein vorzüglicher Bürger des Staats, ein Nichtswürdiger ist überall nicht tauglich. Die Wichtigkeit eines Amts im Staate, oder eines Privat-Geschäfts, und der dem Verwalter desselben dadurch zukommende Werth, und die darauf sich gründende Ehre, können nicht durch die Willkühr eines Großen, der oft, der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Trotz, das unbedeutendste über das wichtigste setzt, und eben so dem Verwalter des erstern den Rang über den des letztern ertheilt, noch durch Vorurtheil und Herkommen, sondern bloß und lediglich durch die wirkliche Größe der dazu erforderlichen Eigenschaften, und durch den größern oder mindern wohlthätigen Einfluß auf das Wohl des Ganzen, oder auf die Beförderung des großen Zwecks der Menschheit bestimmt wer-

den. Am allerwenigsten können bloße Titel irgend einen Werth oder Vorzug ertheilen. Einem Menschen, der mit einem noch so hochlautenden Titel nichts weiter thut, als daß er seine Renten in üppigem Wohlleben verzehrt, gebührt der bürgerliche Rang selbst unter dem Schuhflicker und Tagelöhner: denn diese tragen, sey es auch noch so wenig, doch etwas zur Erhaltung und zum Wohl des Ganzen durch ihre Kräfte bey; die Kräfte von jenem aber sind für den Staat und die Menschheit ein todtes Kapital, und er selbst eine Null. Es mag für die Finanzen eines Fürsten sehr vortheilhaft seyn, Titel und bürgerliche Ehre für Geld zu verkaufen; aber wahrlich, das eigentliche Wohl des Staats, und die den Bürgern desselben gebührende Gerechtigkeit kömmt dabey sehr schlecht zurecht. Oeffentliche Ehre ist eine der stärksten Triebfedern, seine Kräfte für eine nützliche Thätigkeit anzustrengen, und oft der einzige Lohn derselben. Wie kann sie das aber bleiben, wenn sie so oft den Verdienstvollen versagt, und den Verdienstlosen ertheilt wird, oder wenn jene mit diesen in gleichen Rang gesetzt werden? Muß dieß den Eifer, den nützliche Bürger sonst zeigen würden, nicht gänzlich, oder doch zu einem großen Theil ersticken? Und wie viel überaus nöthige und heilsame Wirkungen gehen folglich nicht für die Menschheit verloren? Die Rangordnung unter den Menschen als Bürgern sollte

billig dieselbe seyn, welche nach Grundsätzen der Vernunft unter ihnen als Menschen statt findet: denn die Bedingungen, nach welchen der Werth der einen und der andern bestimmt wird, sind die gleichen. Je strenger der Mensch in der Ausübung der sittlichen Gesetze ist, je mehr und wichtigere Fähigkeiten er besitzt, und je sorgfältiger, eifriger und zweckmäßiger er sie zu nützlichen Geschäften anwendet, ein desto vorzüglicherer Mensch ist er; und ist es nicht gerade ein solcher, von welchem auch der Staat das Meiste erwarten kann, oder vielmehr wirklich erhält? Doch genug hiervon! Diese Materie ist so reichhaltig, daß sie ein eignes Buch erfordern würde, um sie zu erschöpfen *).

Nach allem in diesem Kapitel gesagten folgt endlich, daß, da der Werth einer Gesellschaft auf dem Werthe der Menschen beruht, von welchen sie gebildet wird, jene sich auch nach diesem abändern, und mit ihm steigen oder fallen muß. Ein guter und würdiger Mensch ist der, der die vorhin

*) Abbts Werk über das Verdienst hat diese Bestimmung; aber es fehlt viel, daß es dieselbe erreiche. Er geht oft von falschen Prinzipien aus, und es kann folglich nicht fehlen, daß er sich in Bestimmung des Werthes der Geschäfte häufige und wichtige Fehler zu Schulden kommen läßt.

genannten Eigenschaften besitzt, mithin ist eine gute Gesellschaft auch eine solche, die aus Mitgliedern von solchen Eigenschaften besteht. Je in einem höhern Grade und größern Umfange ihnen dieselben eigen sind, je vortrefflicher ist auch die Gesellschaft, und umgekehrt. Das nächste Kapitel wird dieses noch deutlicher ins Licht setzen.

Drittes Kapitel.

Von dem Zweck der guten Gesellschaft.

Da wir in allen unsern Handlungen unter dem Gesetz der praktischen Vernunft stehen, so sind unsere gesammten Zwecke durch dieselbe entweder vorgeschrieben, oder zugelassen. Die erstern müssen, die letztern, und keine andern, dürfen wir wollen; jene sind nothwendige, diese sind beliebige Zwecke. Keines Menschen Rechte zu kränken, uns die gründlichste und vollständigste Kenntniß unsrer Pflichten und Rechte zu verschaffen, alle unsre Kräfte zu einer nützlichen Thätigkeit anzuwenden, unsre Berufs-Geschäfte eifrig und gewissenhaft zu verwalten, für die Gesundheit und Erhaltung unsers Körpers besorgt zu seyn, dieß z. B. sind Zwecke, die wir wollen müssen; unter mehreren uns angemessenen Berufs-Geschäften das eine oder das andere zu wählen, von unsrem Vermögen diesen oder jenen dem Sittengesetz

nicht widerstreitenden Gebrauch zu machen, mit diesem oder jenem Menschen in eine unser Wohl befördernde erlaubte Verbindung zu treten, u. s. w., diese, und überhaupt alle mit dem Sitten-Gesetz und dem durch dasselbe aufgegebenen höchsten Zweck unserer Natur nicht im Widerspruch stehenden, sind Zwecke, die wir wollen dürfen. Es war nöthig, diese Sätze dem gegenwärtigen Kapitel voraus zu schicken, weil sie die Prinzipien enthalten, nach welchen der in demselben abzuhandelnde Gegenstand beurtheilt und bestimmt werden muß; und es folgt zuförderst daraus, daß die Zwecke der Gesellschaft, von welchen hier die Rede ist, wenn auch nicht durch die praktische Vernunft als nothwendige vorgeschrieben, doch durch dieselbe zugelassen, bedingt seyn müssen.

Alle unsere beliebigen Zwecke gehen nun entweder auf Vervollkommnung, oder auf Vergnügen, Glückseligkeit, im weitesten Sinne des Worts, (wo sie sowohl negatives, in Wegschaffung unangenehmer Gefühle bestehendes, als positives, in Verschaffung oder Gewinnung neuer angenehmer Gefühle bestehendes Wohlseyn in sich begreift); folglich auch die Zwecke der Gesellschaft.

1) Vervollkommnung. Alle unsere Vervollkommnung bezieht sich entweder auf Erkennen,

theoretische Vervollkommnung, oder auf Handeln, praktische Vervollkommnung. (a.) Theoretische Vervollkommnung. Alle Erkenntniß jedes einzelnen Menschen bezieht sich, gerade in der im vorigen Kapitel angegebenen Ordnung, entweder auf allgemeine, jedem Menschen als Menschen angehende, seine moralische Natur betreffende Gegenstände, oder auf Gegenstände seines besondern Berufs, oder auf solche, die, obgleich für ihn nicht so wesentlich nothwendig, als jene, doch zu seiner menschlichen Ausbildung und zur Zierde und Unterhaltung seines Geistes dienlich sind. In jeder dieser Arten der Erkenntniß können und müssen wir uns durch Gesellschaft vervollkommnen; weil gewisse Mittel dazu entweder nur in ihr, oder doch mit leichterem Gebrauche angetroffen werden.

Es findet unter den Menschen theils in Rücksicht der natürlichen Anlagen zur Erkenntniß, theils in Rücksicht der individuellen Bildung dieser Anlagen, theils in Rücksicht der Gründlichkeit, der Reinigkeit, der Bestimmtheit, der Ordnung, des Umfangs und der besondern Arten der Erkenntniß, ein sehr großer Unterschied statt. Auch bringt die Verschiedenheit der Erkenntnißkräfte, die Umstände, unter welchen, und die besondere Art, mit welcher ein jeder seine Kenntnisse erwarb, sehr verschiedene und mannichfaltige Verbindungen der Ideen

hervor. Ein jeder betrachtet daher denselben Gegenstand von einer andern Seite, und zieht aus einerley Satz verschiedene Folgerungen. Durch die gemeinschaftliche Mittheilung der Kenntnisse, der Gedanken, der Ansichten von Gegenständen, und der Folgerungen aus gegebenen Sätzen, erlangt daher jeder Einzelne eine Vielseitigkeit, Vollständigkeit, Mannichfaltigkeit, und ein Ganzes der Erkenntniß, das für ihn außer der Gesellschaft durchaus nicht erreichbar ist.

Wir wollen diese Sätze etwas umständlicher und mit bestimmterer Rücksicht auf unsern Gegenstand aus einander setzen. Die Menschen, deren Gesellschaft wir genießen, besitzen mit uns entweder ganz einerley Art von Erkenntniß, und diese wiederum entweder in gleichem oder verschiedenem, höherem oder geringerem Grade der Vollkommenheit und des Umfangs; oder sie besitzen verschiedene.

Sind sie uns so wohl in der Art, als an Vollkommenheit und Umfang der Erkenntniß gleich, so haben wir von ihnen zwar keinen unmittelbaren Zuwachs unsrer Einsichten zu erwarten; aber indem wir ihnen über irgend einen überhaupt noch nicht hinlänglich untersuchten, oder doch von uns noch nicht vollständig gekannten Gegenstand unsere in der Einsamkeit darüber angestellten Untersuchun-

gen, gemachten Entdeckungen und aufgefaßten Vorstellungen, oder auch unsere während der Unterredung uns gekommenen Einfälle und Gedanken mittheilen, und dagegen ihr Urtheil und ihre Einfälle oder Entdeckungen hören; so werden wir, wenn sie uns beystimmen, oder vielleicht gar durch neue eigene Ansichten und aufgefundene Gründe die Richtigkeit unserer gemachten Entdeckungen in ein helleres Licht setzen, in der Wahrheit unserer neuerworbenen Einsicht desto mehr befestigt, oder im Gegentheil auf begangene Fehler in unsern Urtheilen aufmerksam gemacht, und vor Irrthümern, die wir sonst angenommen haben würden, bewahrt; oder wir werden durch ihre richtigen oder falschen gemachten Einwürfe gereizt, die Sache schärfer zu untersuchen, und nicht allein zu einer deutlicheren Erkenntniß zu gelangen, sondern auch unsere Verstandes-Kräfte in einem beträchtlichen Grade zu üben und zu schärfen.

Auch dient uns dieß zu einem besondern Sporn, in der Einsamkeit über diesen und andere Gegenstände weiter nachzudenken, und die neuen Ideenreihen, die durch dergleichen wechselseitige Mittheilungen sich in uns anspinnen, sind gleichfalls nicht geringe Hülfsmittel, um zu neuen Entdeckungen und Einsichten zu gelangen.

Eben dieß ist größtentheils der Fall, wenn wir es in Gesellschaft mit solchen Personen zu thun haben, die uns, ob sie gleich die Art der Erkenntniß mit uns gemein haben, doch an Vollkommenheit und Umfang derselben nachstehen. Indem wir beflissen sind, ihnen von dem reichern Vorrath unserer Kenntnisse und Einsichten mitzutheilen, und ihrem Mangel dadurch abzuhelfen: so wird unser Verstand in die Nothwendigkeit versetzt, die vorzutragende Wahrheit aufs neue von allen Seiten zu beleuchten, jedes dunkle Merkmal, das wir sonst übersahen, ans Licht zu ziehen, die Begriffe in der größten Deutlichkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit zu denken, sie, um sie den andern desto verständlicher und anschaulicher zu machen, in Verbindung mit verwandten Wahrheiten zu zeigen, auf bestimmte Fälle anzuwenden, und in wohlgeordneten deutlichen und bestimmten Ausdrücken vorzutragen.

Dadurch werden nun offenbar nicht nur unsere eigenen Einsichten richtiger, deutlicher, bestimmter, vollständiger, und zur Anwendung geschickter, sondern wir wachsen auch an Fähigkeit in der Erkenntniß und Beurtheilung der Gegenstände, und an Fertigkeit und Geschicklichkeit, sie in gute und schickliche Ausdrücke einzukleiden. Wir gewinnen so in demselben Maße, in welchem wir geben, und

es bestätigt sich bey uns das alte Sprüchwort: docendo discimus, wir lernen, indem wir lehren.

Eine noch reichere Ausbeute für unsern Verstand haben wir von unsern Gesellschaftern zu hoffen, wenn sie, obgleich nicht im Besitz anderer Arten von Kenntnissen, als in welchem wir selbst uns befinden, uns doch in denselben übertreffen. Ihre Kenntnisse sind vollständiger und ausgebreiteter, als die unsrigen; sie haben über dieselben länger und reiflicher nachgedacht, durch scharfsinnige Erforschung der Gründe, durch geschickte und sorgfältige Anwendung auf bestimmte Fälle, durch genaue Untersuchung und Lösung dagegen sich zeigender möglicher Zweifel und Einwürfe, ihre Güte und Richtigkeit mehr geprüft, sie auf deutlichere und bestimmtere Begriffe, und in einen richtigern und lichtvolleren Zusammenhang gebracht. Sie sind also im Stande, uns da ein helles Licht anzuzünden, wo es bisher vor unsern Blicken dunkel war, uns Irrthümer zu benehmen, die wir bisher für Wahrheiten hielten, uns Gesichtspunkte zu zeigen, aus denen uns die Gegenstände in einem weit hellern Glanze, und in ganz andern und fruchtbareren Beziehungen erscheinen, als worin wir sie sahen, und uns überhaupt mancherley ganz neue uns wenigstens unbekannte Kenntnisse und Wahrheiten mitzutheilen. Und alle diese Vortheile können

wir von ihnen auf eine weit leichtere und vortheilhaftere Weise erhalten, als es uns durch todte Lehrer, aus Büchern möglich ist. Die Lehrer in Büchern nämlich können kein bestimmtes Subject vor sich haben, dem sie ihre Kenntnisse und Lehren mittheilen; sondern sie müssen dabey immer eine große Zahl von Lesern im Auge haben, die in Rücksicht ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten sehr verschieden sind.

Sie müssen also vieles sagen, was für manchen Einzelnen überflüssig, und manches übergehen, was für ihn zum Behuf einer deutlichern Einsicht sehr nöthig ist. Ich muß folglich auch vieles lesen, was ich entweder schon weiß, oder nicht zu wissen brauche, und suche nach manchem umsonst, was mir doch sehr nützlich oder nothwendig wäre. Der mündliche Lehrer hingegen hat es bloß mit mir allein zu thun. Ihm ist es also leicht möglich, zu wissen, was, wie viel, und auf welche Art er es mir zu geben habe, indem er leicht entdecken kann, wo es mir fehlt, und wie ich nach meinem individuellen Maß von Fähigkeiten am leichtesten in den Stand gesetzt werden kann, ihn zu verstehen. Ich entgehe folglich dem Verdruß, etwas Ueberflüssiges zu hören, und genieße den Vortheil, das, was mir mangelt, auf eine für mich verständliche und angenehme Art zu lernen.

Den größten Gewinn für die Erweiterung unserer Kenntnisse können wir endlich aus der Gesellschaft solcher Menschen ziehen, die in der besondern Gattung ihrer Kenntnisse und Einsichten von uns abweichen. Zwar können wir auch durch den schriftlichen Unterricht sehr vieles von demjenigen, was in das Gebiet ihrer Kenntnisse gehört, lernen; aber sie können auch sehr viele Dinge wissen, die nur zu ihrer Erkenntniß gelangen konnten, und die zu erfahren Gelehrte selten Gelegenheit finden, oder welche diese in Schriften nicht mittheilen mögen, oder auch um welche sie sich gar nicht bekümmern. Ueberdieß treten bey einer solchen mündlichen Mittheilung uns unbekannter Gegenstände zugleich auch die bey den zuvor durchgegangenen Fällen angeführten Vortheile ein.

Da nun alle Vervollkommnung unsers Verstandes und unserer Erkenntniß auch für unsere höhere Bestimmung theils wesentlich nothwendig, theils sehr beförderlich ist; so ist es gewissermaßen Pflicht, dieselbe in Gesellschaft, so weit sie bloß durch dieselbe erreichbar ist, zu suchen. b) Praktische Vervollkommnung. Diese hat zu ihrem Gegenstande Moralität, feine Sitten und Klugheit in denjenigen Handlungen, die auf unsern erlaubten Vortheil und Wohlbefinden abzwecken.

Was die Moralität betrifft, so bietet die Gesellschaft zur Vervollkommnung in derselben mancherley Veranlassungen dar. Die Menschen äußern ihre moralische Denk- und Handlungsart in Gesellschaften auf verschiedene Weise, indem sie bald selbst als handelnde Personen auftreten, bald ihr Urtheil über die Handlungen anderer an den Tag legen. Tugenden und Fehler erscheinen uns also hier nicht als todter Buchstab, sondern gleichsam in lebendiger Gestalt, und die Vorschriften der Vernunft stellen sich uns in recht anschaulicher Autorität nicht bloß als gültig, sondern als wirklich geltend dar. Wir können zwar nicht umhin, auch in der tiefsten Einsamkeit bey ernsthafter Betrachtung der menschlichen Pflichten das Verbindende, Große, und Wohlthätige derselben zu erkennen; aber es ist doch gewöhnlich damit eine gewisse Trockenheit verknüpft, die einen vorzüglichen Grad von Kraft und Anstrengung nothwendig macht, um die Pflicht als geltende Maxime aufzunehmen und in unsern Handlungen zu befolgen. Erblicken wir sie aber bey andern als wirkliche Gesinnung, als Grundsatz oder als That, so macht sie auf unser Gemüth den lebhaftesten Eindruck, und läßt uns ihr Gewicht mit einer besondern Klarheit sehen. Sie wirkt nun als Beyspiel; ihre so anschaulich erblickte Würde nimmt uns ein, und treibt uns mächtig an, ihr gleichfalls zu huldigen.

Oder hatten wir dieß schon gethan, hatte es uns vielleicht manche schwere Ueberwindung, manche Anstrengung, manchen Kampf, manche Selbstverläuguung gekostet, so fühlen wir uns aufs schönste belohnt, wenn wir an dem Beyspiel anderer wahrnehmen, wie schön es ist, welche Würde es hat, recht und gut zu handeln, und wie sich in der That und im bloßen Urtheil das Gute über das Böse erhebt; und wir werden so aufs stärkste in unsern guten Gesinnungen befestigt. Oder fiengen wir vielleicht an, in mancher Pflicht zu wanken, so werden wir aufs neue für sie gewonnen; oder übersahen und begünstigten wir vielleicht manchen Fehler, so werden wir in Gesellschaft, wenn wir die entgegen stehende Tugend in ihrer schönen Gestalt, und ihn selbst in seiner ganzen Häßlichkeit erblicken, auf denselben aufmerksam; wir sind beschämt, uns in einem so nachtheiligen Lichte zu sehen, und fassen den Vorsatz, für die Zukunft ihn zu verbessern. Wir finden auch in Gesellschaft selbst Gelegenheit, manche Pflichten auszuüben. Wir können da manchem verkannten oder angeschwärzten Verdienst das Wort reden, manchem Hülflosen Freunde und Wohlthäter erwecken, die Aufmerksamkeit auf manche nützliche Verbesserung und schädliche Mißbräuche lenken u. s. w., und die guten Wirkungen, die wir bisweilen von diesen unsern Bemühungen sahen, reitzen uns auch für die

Folge dazu. Ich schweige von dem unmerklichen aber sehr wirksamen Einflusse, den alle Gesellschaft überhaupt, und also auch die gute auf uns hat, da schon im ersten Kapitel davon gesprochen worden ist.

Feine Sitten. Ein Mensch, dessen Verstand durch viele gute Kenntnisse genährt, und durch Uebungen mancherley Art geschärfet ist, der genau, was Pflicht und Recht ist, kennt, und durch seine Handlungen auszuüben strebt, und dessen Gefühl durch Natur und Uebung für die Empfindungen des Guten, Edlen und Schönen sehr empfänglich ist, kurz, ein Mensch von hellem Verstande, gutem Charakter und gebildetem feinem Gefühl wird nicht bloß durch das, was in den Handlungen der Menschen irgend einer Pflicht geradezu entspricht oder widerstreitet, was sehr auffallend und in ernstlichen Angelegenheiten nach oder wider alle vernünftige Ueberlegung, Gründe und Zwecke geschieht, schön oder häßlich ist, sondern auch durch alles das, was in dem äußern willkührlichen Betragen des Menschen eine moralisch gute Gesinnung, einen überall thätigen Verstand, und ein gebildetes Gefühl auch nur vermuthen läßt, und damit in einer entfernten Beziehung steht, sehr leicht gerührt.

Freundliche, wohlwollende Geberden, ein überall sichtbares Bestreben, Andern auch in solchen Fällen, wo keine Pflicht es fordert, gefällig zu seyn, und angenehme Empfindungen zu machen, eifrige Behutsamkeit, ihnen auf keinerley Art einigen Verdruß zu verursachen, rege Aufmerksamkeit, selbst in gleichgültigen Fällen nichts zu thun, was ein strenger und richtiger Verstand nicht billigen, und alles zu verhüten, was Ekel oder widrige Gefühle erwecken, und mit einem richtig gebildeten Gefühl des Schönen nicht bestehen kann — alles das, so wie das Gegentheil davon, macht einen lebhaften Eindruck auf ihn, und erregt sein Wohlgefallen, oder Mißfallen. Es kann aber nicht fehlen, daß ein Mensch von so feinem Gefühl für das, was an Andern gefällt oder mißfällt, seine Aufmerksamkeit auch auf sein eigenes Betragen richte, auch in diesem nichts dulden, was das Mißfallen, und in dasselbe zu bringen suchen werde, was das Wohlgefallen Anderer erregen muß. Und so bald er dieses thut, hat er nicht allein moralisch gute, sondern auch feine Sitten. Seine moralische Gesinnung, sein Verstand und sein Gefühl fürs Schöne ist bis zu einem solchen Grade gebildet und verfeinert, über alle im ungebildetern Menschen anzutreffende Rohheit so erhaben, daß sie sich auch in seinen Geberden, in seinem ganzen äußern Betragen, und in den unbe-

deutendesten Dingen ausdrücken. Feine Sitten können ihm dann nicht fehlen; sie sind nicht das Werk der Willkühr oder der Konvenienz, sondern der Natur. So wie sich nun das äußere Betragen, so fern es in Fällen oder Handlungen, die weder durch die sittliche Vernunft geboten, noch um der Erlangung irgend eines nothwendigen Bedürfnisses willen unternommen werden müssen, mit einem Wort, in willkührlichen Handlungen, Gegenstand eines objectiven Wohlgefallens ist, entweder auf Thätigkeit der moralischen Gesinnung, oder auf Thätigkeit des Verstandes, oder auf Thätigkeit des Gefühls des Schönen bezieht: so besteht auch das Wesen der feinen Sitten in drey sich auf die eben genannten Thätigkeiten beziehenden Aeußerungen des äußern Betragens, in Gefälligkeit (comitas), Schicklichkeit (commoditas) und Wohlanständigkeit (decus).

Gefälligkeit zeigen wir in unserm Betragen, wenn wir uns bestreben, Andern in übrigens willkührlichen Fällen *) alles dasjenige zu erweisen, was ihnen angenehm, und alles dasjenige zu vermeiden, was ihnen unangenehm seyn kann, und selbst dann, wenn wir gezwungen sind,

*) Denn in solchen, wo die Pflicht gebietet, beweisen wir nicht feine, sondern moralische Sitten.

ihnen etwas Unangenehmes zu sagen oder zuzufügen, es auf die schonendste, d. i. auf eine solche Art zu thun, die ihnen so wenig als möglich unangenehme Empfindungen verursacht.

Ich will einige solcher Fälle angeben, um das Urtheil in allen übrigen desto sicherer zu leiten. Es kömmt hierbey schon sehr viel auf die Geberden, die wir im Umgange mit Andern annehmen, auf die Ausdrücke, in denen wir unsere Gedanken und Empfindungen zu erkennen geben, und auf den Ton der Stimme an, mit welchem wir sie begleiten. Freundlichkeit in den Zügen des Gesichts, ein gewisses fröhliches Wesen, das aus den Bewegungen unsers Körpers, und aus allen unsern Aeußerungen hervor blickt, ein sanfter Ton der Stimme, und eine gewisse Sorgfalt in der Wahl unserer Ausdrücke, die darauf abzielt, unangenehme Nebenideen zu verhüten, und angenehme herbey zu führen — das alles giebt zu erkennen, daß die Gegenwart Anderer uns angenehm ist, daß sie uns schätzbar, und daß wir von Wohlwollen und Achtung gegen sie belebt sind. Eben dieses ist der Fall, wenn wir, auf jeden ihrer kleinen Wünsche aufmerksam, denselben stets zuvor zu kommen bedacht sind; wenn wir sie angenehm zu unterhalten, solche Gegenstände des Gesprächs anzuspinnen, die sie vorzüglich interessiren und ihnen nützen,

und alle solche, die ihnen langweilig sind, oder unangenehme Erinnerungen und Gefühle bey ihnen erwecken, so wie auch alles das, was ihnen Schaam abnöthigt, und sie in Verlegenheit setzt, sorgfältig zu vermeiden uns bemühen; wenn wir endlich selbst auf den Fall, daß wir ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, oder irgend etwas ihnen Mißfälliges zu thun genöthigt wären, es in solchen Ausdrücken und auf eine solche Art thun, die, wenn sie auch nicht die Sache selbst ändert, ihr doch die beleidigende und oft am meisten empfindliche Außenseite benimmt, und so das Unangenehme mindert. Es kann nicht fehlen, daß ein solches Betragen das Wohlgefallen aller derer, die es wahrnehmen, selbst roher Menschen erregen muß.

Es giebt jedoch auch hier, so wie in allen Dingen, Abwege und Extreme, vor denen wir uns hüten müssen. Wer z. B. aus übel verstandener Gefälligkeit Andern schmeicheln, ihnen Vorzüge erdichten, die sie nicht besitzen, oder nichts bedeutende Dinge, mit denen ihr thörichter Eigendünkel sich brüstet, erheben, oder ihrem faden Geschwätz immer neuen Stoff verschaffen, und es mit der Miene eines entzückten Beyfalls anhören, oder ihren Lastern fröhnen, oder nöthige und nützliche Wahrheiten, wo es frommet, sie zu sagen, verschweigen, oder irgend etwas, das Pflicht oder

ernste Rücksichten fordern, so unangenehm es Andern auch seyn mag, unterlassen wollte — der würde sich zum verächtlichsten Schmeichler, zum niedrigen kriechenden Insekt, zu einem Menschen ohne Menschensinn und ohne Menschenwürde herab setzen, und nichts weniger zeigen, als ächte feine Sitten. Diesen muß ein fester, edler, reinmoralischer Charakter zum Grunde liegen, von dem sie gleichsam der reitzende Abglanz sind, oder sie müssen wenigstens nicht auf das Gegentheil schließen lassen; und ein moralisch guter Charakter mit den rauhesten Sitten ist unendlich und ohne allen Vergleich mehr werth, als die feinsten Sitten ohne denselben.

Was die Schicklichkeit in unserm äußeren Betragen betrifft, so giebt schon der Sprachgebrauch Anleitung, was man sich dabey zu denken habe. Man sagt, es schicke sich etwas, wenn es als Theil zu einem Ganzen, oder als Mittel zu seinem Zwecke paßt, oder mit irgend etwas in ein gutes Verhältniß kommen kann. Gerade so ist es auch mit dem, was wir Schicklichkeit im Betragen nennen. Es ist unschicklich, bey ernsthaften und wichtigen Gesprächen, Unterhandlungen und dergleichen muthwillig zu seyn, oder Andere ohne Noth darin zu stören: es ist unschicklich, bey traurigen Gegenständen und unglücklichen Ereignissen, wenn sie uns auch gar nicht interessiren, zu lachen

und Leichtfertigkeit blicken zu lassen, oder in einem frohen Zirkel eine finstre, mürrische Laune zu zeigen.

Eben so ist es auch nicht schicklich, in der Unterredung mit Andern unachtsam zu seyn, oder eine nachlässige, Mangel an Aufmerksamkeit verrathende Stellung des Körpers anzunehmen. Diese und ähnliche Fälle sind allgemein unschicklich. Es giebt aber noch ein anderes Unschickliches, das bloß an einem gewissen Alter, Stande, Beschäftigung u. s. w. haftet, oder in gewissen Verhältnissen gegründet ist, und nicht bey allen, sondern nur bey manchen Menschen statt findet; ja was bey dem einen unschicklich ist, kann bey einem andern gerade sehr schicklich seyn. So ist es für den Knaben schicklich, wenn er einige Zeit seiner Nebenstunden kindischen Spielen widmet, oder wenn sein Gang sich bisweilen in ein fröhliches Hüpfen verwandelt; für den Mann von gereiften Jahren ist alles dieses sehr unschicklich. Wenn ein Lehrer mit seinem Schüler im Lehrertone, und ein Befehlshaber mit seinen Untergebenen im Befehlshabertone spricht, so wird es jedermann schicklich finden: aber umgekehrt wird es unschicklich und lächerlich; und eben so unschicklich und lächerlich ist es, wenn ein Lehrer zu allen Menschen als Lehrer, und ein Befehlshaber zu jedermann als Befehlshaber spricht. Der Beyspiele von dieser Art des Schicklichen und Un-

schicklichen sind unzählige; und es kann niemanden schwer fallen, ihrer selbst in Menge aufzufinden.

Zur Wohlanständigkeit gehört vorzüglich, daß man alles dasjenige in seinem äußern Betragen vermeide und verdecke, was das Gefühl gebildeter Menschen beleidigen kann. Es giebt gewisse Theile, Verrichtungen und Umstände unsers Körpers, die zwar an sich sehr natürlich und unschuldig sind, aber die, sey es durch den Anblick, oder auch nur durch unverhüllte Ausdrücke, das natürliche und so delicate Gefühl der Schaam beleidigen, oder gefährliche Leidenschaften entzünden, oder Ekel und Widerwillen erregen können; und es ist daher unanständig, sie der freyen Wahrnehmung bloß zu stellen, oder in unbehutsamen Ausdrücken davon zu reden. Es läuft ferner alles dasjenige wider die Wohlanständigkeit im äußern Betragen, was Abdruck einer Unordnung im Gemüth, und Wirkung unordentlicher und heftiger Leidenschaften ist. So wie es eine innere Zierde der Seele ist, wenn alle Veränderungen und Bewegungen des Gemüths nicht anders, als unter der nüchternen Leitung der Vernunft vor sich gehen, so ist auch das, was äußerlich als Wirkung einer solchen wohlgeordneten innern Seelenstimmung erscheint, Zierde des äußern Betragens; und so wie das Gegentheil

davon die erstere verunstaltet, so verunstaltet auch die äußerliche Wirkung desselben das letztere. Was kann das Gefühl stärker beleidigen, und unanständiger seyn, als das ungestüme Aufbrausen, das nervenerschütternde Zähnknirrschen, die verbissene Wuth, und die convulsivischen Muskelbewegungen eines heftigen Zorns? oder das hämische Lächeln einer heimtückischen Schadenfreude? oder das empörende eines seiner Uebermacht sich freuenden Tyrannen? oder die ekelhaften Gesichtsverzerrungen eines heftig aufgeregten Neids? oder das vernunftlose Geschwätz, der stiere Blick, und das ohnmächtige Hin- und Hertaumeln eines Trunkenen? oder auch das ununterbrochene nichtssagende Gelächter hirnloser Gecken? oder das unstete Hin- und Herlaufen eines geschäftigen Müßiggängers? oder die unbewegliche Trägheit eines müheverdrossenen Phlegmatikers? oder die gierigen Blicke eines unmäßigen Essers? oder die finstre unruh- und verzweiflungsvolle Miene und das ängstliche Händezittern eines in großem Verlust sich befindenden Spielers? Auch gehört zu dieser Wohlanständigkeit eine richtige Wahl, Ordnung und Sauberkeit in unserm Anzuge, und in allem dem, was zu unserer äußern Einrichtung gehört. Dieß sey genug, um dasjenige bemerkbar zu machen, was nach Natur und Vernunft das Wesen der feinen Sitten ausmacht.

Eine größere Umständlichkeit würde meinem gegenwärtigen Plane zuwider laufen.

Von diesen ächten feinen Sitten, die, weil sie in der Natur des Menschen selbst gegründet sind, den Charakter der Allgemeinheit und Unveränderlichkeit tragen, sind diejenigen gar sehr verschieden, die auf einem bloßen stillschweigenden willkührlichen Vertrage beruhen, und die man Sitten der Konvenienz nennen kann. Wie wenig diese Werk der Natur und einer gesunden Vernunft sind, das beweiset schon ihre auffallende Verschiedenheit. Sie sind bey jedem Volke, ja in jeder Stadt, und in jedem Stande verschieden; und nicht selten wird von einem Volke dasjenige als abgeschmackt verlacht, oder als unanständig verabscheut, was bey einem andern für sehr artig gilt, und mit großer Strenge beobachtet wird.

So durften schon in den alten Zeiten einem artigen Griechen von Distinction die Geschicklichkeiten, oder, wie man in unserer feinen Welt sich ausdrückt, die Talente zu tanzen und musikalische Instrumente zu spielen, nicht fehlen; der vornehme Römer hingegen hielt es für unanständig, musikalische Fertigkeiten zu besitzen, und den Tanz betrachtete er sogar als schändlich und la-

sterhaft *). Dasselbe ist auch noch heut zu Tage bey den Türken der Fall, im geraden Widerspruch mit unsern Sitten. Es würde Zeitverschwendung seyn, sie einzeln anzuführen, da ein jeder sie aus eigner Erfahrung kennt, oder sich die Kenntniß derselben leicht aus andern Büchern erwerben kann. Sie sind meistens die Erfindung der Eitelkeit und des Aberwitzes, sind größtentheils mehr lästig, abgeschmackt und tadelnswerth, als angenehm und beyfallswürdig, und haben keinen Werth an sich; wiewohl es für viele sehr nöthig ist, sie zu kennen, und eine hinreichende Fertigkeit in der Ausübung derselben zu besitzen, da sie unter den Menschen, unter welchen ein jeder lebt, einmal angenommen, und zu keinem geringen, obgleich sehr unverdienten Ansehen gelanget sind.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus Zimmermanns Werk über die Einsamkeit herzusetzen. „Wer verlachet ist," sagt er, „wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg-Lippe,

---

*) Scimus enim, sagt Cornelius Nepos in seinem Epaminondas, musicen nostris moribus abesse a principis persona, saltare vero etiam in vitiis poni; quae omnia apud Graecos et grata, et laude digna ducuntur, und Cic. pro Muraena c. 6. Nemo fere saltat sobrius, nisi forte insanit: neque in solitudine, neque in convivio moderato atque honesto.

wegen seines langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines großen Hutes, und seines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch Held und großer Mann ist wie Er, kann doch wohl zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders, als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte Er ein stilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz allein, oder mit der Engelsseele, die er sich zur Gemahlinn gewählet hatte, in die Er mir nicht verliebt schien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe starb."

„So lachte auch über den Themistocles der große Haufen in Athen. Man verspottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Atheniensischen bon ton und bel usage verstand. Themistocles beantwortete einst dieses Gelächter etwas schneidend: ich kann die Leyer nicht stimmen, sagte er, ich kann nicht auf dem Psalterium spielen; aber man gebe mir eine Stadt, so klein und unbekannt sie auch seyn mag, so mache ich sie berühmt, und erwerbe ihr einen großen Nahmen."

Desto größer ist der Werth der ächten feinen Sitten. Sie sind das natürliche unfehlbare Attribut eines wohlgebildeten Menschen; sie geben dem

gesellschaftlichen Umgang einen der anziehendsten Reitze, und, was gar kein unbedeutender Umstand ist, sie bahnen zuerst den Weg zu den Herzen der Menschen. Das äußere Benehmen ist das erste, was in das Auge fällt, und den lebhaftesten Eindruck auf die Sinne macht. Ein Mensch, der mit feinen Sitten unter unbekannten Menschen erscheint, kann auf ihren Beyfall sichre Rechnung machen. Man gefällt sich in seiner Gesellschaft, er wird ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, und ist nun im Besitz des großen Vortheils, daß auch seine innern weit wichtigeren Vorzüge bemerket worden. Und wenn seine feinen Sitten das Wohlgefallen und die Neigung der Menschen erregten, so erwerben ihm seine reellern Vorzüge nun auch ihre Hochachtung. Was kann aber für einen Menschen, der unter Menschen leben und wirken will, wichtiger seyn, als diese, da er zur Erreichung seiner Absichten so häufig der Mitwirkung Anderer benöthigt ist?

Es ist also ein Umstand von großer Wichtigkeit, feine Sitten zu haben. Nun können wir zwar der Kenntniß derselben auch durch eignes Nachdenken, und durch bloßen Unterricht theilhaftig werden; aber die bloße Kenntniß ist bey weitem noch nicht hinreichend, und zwischen ihr und der Ausübung ist eine große Kluft befestiget. Die-

se lernen wir nur durch sie selbst, und folglich nur in Gesellschaft, wo auch die Kenntniß derselben gar sehr erleichtert wird. Indem wir feine oder rauhe Sitten an Andern wahrnehmen, so wird unser Gefühl für dieselben beständig rege erhalten, und wir finden eine stete Veranlassung zur Aufmerksamkeit auf uns selbst. Die so große Macht des Beyspiels bewirkt zugleich, daß wir unter Menschen von feinen Sitten diese unvermerkt selbst annehmen, und indem wir sie beständig auszuüben Gelegenheit haben, so wird uns dieses endlich so gewöhnlich, daß wir es, selbst ohne es zu wissen, thun.

Man rühmt ins besondere den Umgang mit dem schönen Geschlecht als ein vorzügliches Mittel für junge Leute vom männlichen Geschlecht, sich in Rücksicht der feinen Sitten zu bilden, und diese Wahrheit scheinet mir in der Natur selbst ihren Grund zu haben. Indem diese nämlich im jungen Manne den Trieb, der schönen Hälfte der Menschheit zu gefallen, erweckt, so reitzt sie ihn zur strengsten Aufmerksamkeit auf sein Betragen, und treibt ihn an, alles dasjenige zu thun, was ihr Wohlgefallen, und alles dasjenige zu vermeiden, was ihr Mißfallen erregen kann. Es ist daher in dieser Absicht jedem jungen Menschen zu rathen, die Gesellschaft von Frauenzimmern zu suchen. Aber wohl zu mer-

ken! — diese Frauenzimmer müssen selbst feine Sitten besitzen, und seine ganze Hochachtung verdienen. Außer dem werden seine Sitten, anstatt sich zu verbessern, sich vielmehr in hohem Grade verschlimmern.

In Ansehung der Klugheit in denjenigen Handlungen, die auf unsern erlaubten Vortheil und Wohlbefinden abzwecken, finden wir in Gesellschaft gleichfalls manche Gelegenheit, uns zu vervollkommnen, die uns außer derselben durchaus entgehen muß. Es ist nicht zu erwarten, daß ein einzelner Mensch bloß durch sich selbst alle die großen und kleinen Vortheile, Mittel und Vorsichts-Regeln, die zur Erlangung so manchen Vortheils, und zur Verhütung so manchen Schadens und Verdrusses, mit einem Worte, zur Bewirkung einer möglichst angenehmen Existenz dienen, kenne. Seine besondere Lage, die Eingeschränktheit seiner Fähigkeiten, vermöge welcher er, wenn sie vergleichungsweise auch noch so groß sind, doch unmöglich alles umfassen kann, und andere Umstände mehr machen, daß er sehr vieles übersieht, was ihm wichtigen Nutzen, und daß er manchen Fehler begeht, der ihm großen Schaden bringen kann. Er muß sehr häufig erst durch eignen Schaden klug werden, und wenn dieß denn in tausend Fällen geschehen ist, so bleiben immer noch tausend andere übrig,

in welchen er diese unangenehme Erfahrung von neuem machen muß.

Will er seine Zuflucht zu den Büchern nehmen, so werden ihn diese in unzähligen Fällen, die nur im praktischen Leben vorkommen, ohne Rath und Hülfe lassen. Da gilt nun, was Terenz als eine der schönsten praktischen Weisheitsregeln empfiehlt: In aliorum vitam tanquam in speculum inspiciendum. Man betrachte das Leben Anderer, um dadurch gleichsam wie durch Hülfe eines Spiegels sein eigenes Leben desto besser beschauen und beurtheilen zu können. Wenn wir in Gesellschaft mit Andern sehen und hören, was für Mittel sie zur Erreichung irgend eines Vortheils angewandt, wie sie sich aus dieser oder jener Verlegenheit gezogen, sich in diesem oder jenem Falle benommen, wie und was für Fehler sie begangen, und welchen Nachtheil sie sich dadurch zugezogen haben: so werden wir dadurch nicht allein in den Stand gesetzt, uns manchen Nutzen zu verschaffen, der außer dem für uns verlohren gewesen, sondern auch manchen Fehler und Schaden zu vermeiden, in den wir sonst gerathen wären. Auch sehen wir unmittelbar, wie Andere sich im Umgang mit Menschen klug oder unklug benehmen, und finden zugleich Gelegenheit, uns in der Klugheit eines solchen Umgangs selbst zu üben.

*) Der andere allgemeine Zweck der Gesellschaft ist Vergnügen, worunter ich hier überhaupt denjenigen Zustand des Gemüths verstehe, da angenehme Gefühle in demselben herrschend sind.

Vergnügungen, so lange sie nicht mit Pflichten in Widerstreit kommen, und ihr Genuß nicht die Grenzen einer weisen Mäßigung verläßt, können mit den strengsten Grundsätzen einer lautern Moral und Philosophie überhaupt sehr wohl bestehen; ja sie sind für uns Menschen sogar sehr nöthig und heilsam. Eine frohe Stunde nach ernsthaften und mühevollen Geschäften ist eins der kräftigsten Stärkungsmittel zu neuen Arbeiten. Sie versetzt den Geist in eine heitere Stimmung, und das Blut in einen freyern und schnellern Lauf, und macht, daß die wichtigeren Verrichtungen des Geistes und Körpers besser von statten gehen. Die Aussicht auf eine angenehme Erholung giebt unserm Geist und Arme doppelte Kraft zur Anstrengung; aber beyde erschlaffen, wenn wir ewig nichts als Mühe und Arbeit vor uns sehen; oder wir müßten eine seltene Kraft und Hoheit des Geistes besitzen. Auch selbst die Ausübung unserer Pflichten erleichtert das Vergnügen. Der Frohe thut ungern Andern wehe, und ist gewöhnlich willig ihnen wohlzuthun, weil er in der Freude seines Herzens gern die ganze Welt um sich her froh und glücklich

sehen möchte; und selbst der sonst gute Mensch begeht bisweilen in einer verdrießlichen Stimmung Handlungen, die er selber mißbilligt oder verabscheut. Es ist uns also sehr wohl vergönnt, auch das Vergnügen zu einem Zweck der Gesellschaft zu machen.

Es findet aber, so wie unter allen überhaupt, also auch ins besondere unter den gesellschaftlichen Vergnügungen ein sehr großer Unterschied statt. Es giebt erlaubte und unerlaubte, und da alle Vergnügungen in der Hervorbringung angenehmer Gefühle bestehen, so unterscheiden sich die erstern, nach Beschaffenheit der Gefühle, die sie bewirken, wieder in geistige und sinnliche, erhabene und niedrige, edle und unedle u. s. w., die durch viele Abstufungen fallen, und sich erheben. Je mehr bey denselben der Geist thätig seyn muß, desto mehr nähern sie sich den geistigen; je weniger sie solche Gefühle, die sich auf niedrig sinnliche, thierische Triebe und Begierden, und je mehr solche, die sich auf Gegenstände des Schönen und der moralischen Natur des Menschen Würdigen beziehen, zu erwecken dienen, desto edler sind sie; je fähiger sie endlich sind, Gefühle des Großen und Erhabenen zu erregen, desto erhabener sind sie; und je mehr sie das alles sind, desto würdiger sind sie auch des Menschen. Unter den gesellschaftlichen Vergnügungen nenne ich zuerst die Unterhaltung oder das

Gespräch. Die allgemeinsten Eigenschaften desselben sind: wechselseitiges Mittheilen und Empfangen der Gedanken und Empfindungen. Beydes hat seine besondern Reitze. Der Genuß, den uns unsere Empfindungen und Vorstellungen, wenn es, es sey mehr oder minder, angenehme sind, gewähren, verdoppelt sich gleichsam durch die Mittheilung. Wir stellen uns dieselben gewöhnlich weit deutlicher und anschaulicher vor, indem wir sie zum Gegenstande einer gemeinschaftlichen Betrachtung machen, als wenn sie unser einzelnes Bewußtseyn beschäftigen. Ein jeder spricht daher auch am liebsten von solchen Dingen, die ihn am meisten interessiren, und ist immer bemüht, das Gespräch darauf zu lenken. Ein Mensch, der bisher bey für ihn gleichgültigen Gegenständen gedankenlos, oder in sich selbst gekehrt da saß, wird aufmerksam und gesprächig, so bald die Rede sich auf eine ihn interessirende Materie wendet. Diese Art von Genuß ist leicht, von nicht sehr tief eindringenden, sondern schnell wechselnden Eindrücken. Das ist der Grund, warum vorzüglich Personen von lebhaftem Temperament, fröhliche, alte Leute, Frauenzimmer, Kinder und solche Menschen, die nicht gern lange bey einem Gegenstande verweilen, und tief in denselben einzudringen scheuen, so gerne reden und oft in Geschwätzigkeit ausschweifen; denn diese alle sind gewöhnlich mehr für einen sol-

chen Genuß gestimmt. Der Traurige hingegen, und der, besonders tiefe, Denker ist meistentheils lieber stumm und in sich selbst versunken. Jener kann sich nicht von dem Gegenstande seines Kummers trennen, weil er nur immer beschäftigt ist, alles herbey zu führen, was ihm neue Nahrung geben kann; dieser will seinen Gegenstand nicht eher verlassen, bis er ihn recht von allen Seiten betrachtet, ihm bis auf seinen verborgensten Grund nachgespürt, und in allen seinen Beziehungen sich dargestellt hat, und daran würde das Gespräch ihn hindern. Sein Geist mag sich auch überhaupt nicht gern mit etwas beschäftigen, was ihm nicht eine solche Nahrung giebt. Einen Belag zu dieser Bemerkung mag folgende Anektode abgeben, die Sturz im zwölften Briefe der ersten Sammlung seiner Schriften erzählt, welchen ich hier überhaupt zum Nachlesen empfeble. „Als Hume in Paris erwartet wurde, gieng ihm sein Nahme voraus; alle gute Köpfe harrten ungeduldig, parceque, hieß es, c'est un homme d'un esprit infini. Kaum war er auf dem festen Lande, so kabalirte man schon in den ersten Kotterien, um ihn früher, gewisser an sich zu ziehen. Es gelang einer eleganten Prinzessin, daß sie ihn haschte, den Wundermann, da sie es war, die ihn in den Zirkel der Welt einführen sollte. Man veranstaltete ein Abendessen, Karten flogen nach allen bekann-

ten Cailletten, pour les inviter à un souper délicieux où se trouveroit Monsieur Ume.

Nun erschien der trockne launige Mann, der den Mund nicht aufthut, wenn ihn nichts interessirt, und freute sich wohl in seinem Herzen über diese Cerealien, wo alle Weiber über ihn herfielen, um auszumachen, ob er ein Weib sey. Nichts blieb unversucht, um ihn zu elektrisiren; man sprach de ses charmans ouvrages, die Niemand von ihnen lesen konnte, du génie profond de Messieurs les Anglois; umsonst, der Undankbare blieb einsylbig und kalt, und gab nicht einen Funken von sich. Endlich zuckten sie betroffen die Schultern, blickten sich einander mitleidig an; den andern Tag flüsterte man sich ins Ohr: que Monsieur Ume n'étoit qu'une bête. Ein Erzspaßvogel setzte hinzu: Cet homme a fourré tout son esprit dans son livre. "

Haben wir unangenehme Empfindungen, so erleichtert sich unser Herz durch die Mittheilung; es ist uns, als ob wir eine große Last von unsern Schultern wälzten, und die geheime Vorstellung, daß Andere uns beystehen werden, wirkt mächtig zu unserer Beruhigung. Dieß gehört jedoch nur für vertraute Zirkel.

Wir wirken ferner auf Andere. Wir setzen die Kräfte ihres Geistes und Herzens in Thätigkeit; wir tragen unsere Gedanken, Urtheile, Meinungen und Empfindungen auf sie über, und machen sie auch bey ihnen geltend; wir bringen dadurch öfters Veränderungen und Berichtigungen in ihren Urtheilen und neue Einsichten hervor, und denken uns dann einen Theil ihres Wissens, ihrer Denk- und Handlungsart, als unser Werk; wir stimmen sie zur Fröhlichkeit, zur Betrübniß, zum Erstaunen, und bewirken überhaupt mancherley Veränderungen in ihrem Gemüth. Alles dieses aber hat sehr viel Angenehmes für uns. Wir erscheinen uns in einem richtigen Lichte, wenn wir sehen, oder auch nur uns einbilden, was wir über Andere vermögen. Ein jeder will daher den Andern lieber leiten, rathen, zurecht weisen, als sich leiten, rathen und zurecht weisen lassen, lieber der belehrende, als der belehrte, lieber der befehlende, als der gehorchende Theil seyn. Dieser Hang ist allgemein, und es ist sehr häufig, aus dem Munde der ungebildetesten Menschen die Aeußerung zu hören: Ja wenn dieser oder jener meinem Rathe gefolgt wäre, so wäre ihm dieses Uebel nicht widerfahren. Ein Redender, der Aufmerksamkeit und Stille um sich her zaubert, der Aller Augen auf sich gerichtet, und jedes Mitglied der Gesellschaft gleichsam an seinen Lippen hängen sieht,

hat ein überaus angenehmes Gefühl; ein desto unangenehmeres aber der, auf dessen Rede niemand achten will. Ein witziger Einfall, der uns in der Einsamkeit kömmt, belustiget uns zwar auch, aber er läßt uns doch gewöhnlich ernsthaft, und der Schriftsteller verzieht oft nicht den Mund, während er eine Stelle niederschreibt, die bey den Lesern heftiges Lachen erregt; aber wenn er in Gesellschaft mitgetheilt wird, und der Urheber die Wirkung desselben aus dem lauten Gelächter der Anwesenden wahrnimmt, so macht das schmeichelnde Gefühl seiner Fähigkeit, das er in diesem Augenblicke so lebhaft empfindet, daß er öfters alle übrige an lautem und herzlichem Lachen übertrifft. Ein vorzügliches Vergnügen macht es auch, Verwunderung und Erstaunen bey Andern zu erregen: daher der so gewöhnliche Hang, Neuigkeiten und wunderbare oder auffallende Dinge zu erzählen, ja selbst wichtige Geheimnisse zu verrathen. Die große Tugend der Verschwiegenheit ist deßhalb zwiefach schwer, wenn es darauf ankömmt, etwas Seltnes und Auffallendes geheim zu halten, und die Geschäftigkeit der Neuigkeitenkrämer wächst wie die eintretende Fluth, so bald das Gerücht irgend eine ungewöhnliche Begebenheit zu ihren Ohren bringt. Plutarch erzählt folgende Geschichte, die der eben aufgestellten Wahrheit zur Bestätigung dienen mag. „Der römische Senat berathschlagte viele Tage hin-

durch über einen geheimen Gegenstand. Die Sache war dem Publico ein Räthsel, und erregte mancherley Muthmaßungen. Eine sonst sehr verständige Frau, aber doch eine Frau, lag ihrem Manne mit inständigen Bitten an, um das Geheimniß zu erfahren. Sie vermaß und verschwur sich zu schweigen, und Thränen flossen bey der Klage, daß sie keinen Glauben hätte. Der Römer wollte sie ihrer Thorheit überführen: Weib, sprach er, du hast gesiegt, höre nun die schreckliche ahndungsvolle Begebenheit! Die Priester berichten uns, es habe eine fliegende Lerche sich sehen lassen, mit einem goldnen Helm und Lanze. Wir überlegen nun, ob das Zeichen von glücklicher oder unglücklicher Vorbedeutung sey, und gehen mit den Weissagern darüber zu Rathe. Aber schweig! Nach diesen Worten gieng er nach dem Markt. Sie zog die erste eintretende Magd auf die Seite, zerschlug sich die Brust, und zerraufte sich das Haar. Weh, rief sie, weh dem Manne, weh dem Vaterlande! Was wird aus uns werden! Die Magd sollte nur fragen, was denn vorgefallen sey? Diese fragte, und jene erzählte, aber mit dem gewöhnlichen Zusatz aller Schwatzhaftigkeit: Daß du aber reinen Mund hältst, und es niemanden erzählst! Das Mädchen war kaum weg, so wußte es schon das erste der übrigen Mädchen des Hauses, das ihr aufstieß. Dieses erzählte es ihrem Liebhaber,

der eben zu ihr kam. So wälzte sich die Geschichte fort auf den Markt, und war daselbst schon vor der Ankunft ihres Urhebers verbreitet. Einer seiner Bekannten begegnete ihm: Kömmst du eben erst von Hause? sprach er. — So eben, erwiederte jener. — Hast du nichts Neues gehört? — Was giebt es denn? — Eine fliegende Lerche hat sich sehen lassen, mit einem goldenen Helm und Lanze; der Senat nimmt die Sache in Ueberlegung. — Lachend rief jener: Das nenne ich geschwind, liebes Weib! die Geschichte eilt sogar mir selbst auf den Markt zuvor! Den Rathsherren, die er traf, benahm er ihre Unruhe; seine Frau aber bestrafte er bey seiner Zurückkunft folgender Gestalt: Du hast mich zu Grunde gerichtet, Weib! sprach er. Das Geheimniß ist entdeckt; aus meinem Hause ist es im ganzen Publico ruchbar geworden. Durch deine Geschwätzigkeit muß ich nun das Vaterland fliehen! Sie legte sich aufs Läugnen. — Wie? sprach sie, hast du nicht die Sache in Gesellschaft von drey hundert Mitgliedern gehört? — Vom welchen drey hundert Mitgliedern? erwiederte er. Auf deine Zudringlichkeit habe ich die ganze Geschichte erdichtet. So prüfte dieser Römer sehr vorsichtig sein Weib, wie man ein altes unsicheres Gefäß probirt, und in dasselbe nicht Wein oder Oel, sondern Wasser füllt." Ich bin bloß Referent dieser Anektode, und also weder für die Aecht-

heit noch für den Inhalt derselben verantwortlich *).

---

*) Um mich von allem Verdacht der Untreue zu reinigen, will ich auch das Original hier abdrucken lassen. Ἡ Ῥωμαίων σύγκλητος ἀπόῤῥητόν τινα βουλὴν ἐβουλεύετο καθ᾽ αὑτὴν ἐπὶ πολλὰς ἡμέρας. Ἀσάφειαν δὲ πολλὴν καὶ ὑπόνοιαν ἔχοντος τοῦ πράγματος, γυνὴ τ᾽ ἄλλα σώφρων, γυνὴ δὲ, προσέκειτο τῷ ἑαυτῆς ἀνδρὶ, λιπαρῶς δεομένη, πυθέσθαι τὸ ἀπόῤῥητον. Ὅρκοι δὲ καὶ κατάραι περὶ σιωπῆς ἐγίγνοντο, καὶ δάκρυα, ποτνιωμένης αὐτῆς, ὡς πίστιν οὐκ ἐχούσης. Ὁ δὲ Ῥωμαῖος ἐξελέγξαι βουλόμενος αὐτῆς τὴν ἀβελτηρίαν, Νικᾷς, ὦ γύναι, εἶπεν, ἀλλ᾽ ἄκουε φοβερὸν πρᾶγμα καὶ τεράστιον. Προσήγγελται γὰρ ἡμῖν ὑπὸ τῶν ἱερέων κόρυδον ὦφθαι πετόμενον, κράνος ἔχοντα χρυσοῦν καὶ δόρυ. Σκεπτόμεθα δὴ τὸ τέρας εἴτε χρηστὸν, εἴτε φαῦλόν ἐστι, καὶ συνδιαποροῦμεν τοῖς μάντεσιν, | ἀλλὰ σιώπα. Ταῦτα εἰπὼν, ᾤχετο εἰς τὴν ἀγοράν. Ἡ δὲ τῶν θεραπαινίδων μίαν εὐθὺς ἐφελκυσαμένη τὴν πρώτην εἰσελθοῦσαν, ἔπαιε τὸ στῆθος αὑτῆς, καὶ τὰς τρίχας ἐσπάραττεν, Οἴμοι, λέγουσα, τοῦ ἀνδρὸς καὶ τῆς πατρίδος! τί πεισόμεθα! βουλομένη καὶ διδάσκουσα τὴν θεράπαιναν εἰπεῖν, Τί γὰρ γέγονεν; Ὡς δ᾽ οὖν πυθομένης διηγήσατο, καὶ προσέθηκε τὸν κοινὸν ἁπάσης ἀδολεσχίας ἐπῳδὸν, τὸ, Ταῦτα μηδενὶ φράσῃς, ἀλλὰ σιώπα. Οὐ φθάνει τὸ θεραπαινίδιον ἀποχωρῆσαν αὐτῆς, καὶ τῶν ὁμοδούλων εὐθὺς, ἣν μάλιστα εἶδε σχολάζουσαν, ἐμβάλλει τὸν λόγον. Ἐκείνη δὲ τῷ ἐραστῇ, παραγενομένῳ πρὸς αὐτὴν, ἔφρασεν. Οὕτω δ᾽ εἰς ἀγορὰν, τοῦ διηγήματος ἐκκυλισθέντος, ὥστε προδραμεῖν τὸν πλασάμενον τὴν φήμην, ἀπαντήσας τὶς αὐτῷ τῶν γνωρίμων,

Wie sehr der Mensch geneigt ist, seine Gedanken, Urtheile und Meinungen auf Andere überzutragen und sie bey ihnen geltend zu machen, das beweiset unter andern der Eifer, mit welchem ein jeder seine Meinung zu vertheidigen und anzupreisen bemüht ist; und hat man nicht häufig Feuer und Schwerdt gebraucht, um seinem Glauben Eingang in die Gemüther der Menschen und allgemeine Herrschaft zu verschaffen? Den Antheil, welchen der Eigennutz daran hat, abgerechnet, scheinet mir die Ursache hiervon vorzüglich diese zu seyn: wir haben einen Trieb, demjenigen, welchem wir innere Gültigkeit der Wahrheit und des

---

Ἀρτίως, εἴπεν, οἴκοθεν εἰς ἀγορὰν καταβαίνεις; Ἀρτίως, ἔφη ἐκεῖνος. — Οὐκοῦν οὐδὲν ἀκήκοας; — Γέγονε γάρ τι καινὸν ἄλλο; — Κόρυδος ὦπται πετόμενος, κράνος ἔχων χρυσοῦν καὶ δόρυ, καὶ μέλλουσι περὶ τούτου σύγκλητον ἔχειν οἱ ἄρχοντες. Κἀκεῖνος γελάσας, Ευ τοῦ τάχους, εἶπεν, ω γύναι, τὸ καὶ φθάσαι με τὸν λόγον εἰς ἀγορὰν ποιόντα. Τοὺς μὲν οὖν ἄρχοντας ἐντυχὼν ἀπήλλαξε τῆς ταραχῆς· τὴν δὲ γυναῖκα τιμωρούμενος, ὡς οἴκαδε εἰσῆλθεν, Ἀπώλεσάς με, εἶπεν, ὦ γύναι· τὸ γὰρ ἀπόῤῥητον ἐκ τῆς ἐμῆς οἰκίας πεφώραται δεδημοσιωμένον, ὥστε μοι φευκτέον ἐστὶ τὴν πατρίδα διὰ τὴν σὴν ἀκρασίαν. Τρεπομένης δὲ πρὸς ἄρνησιν αὐτῆς, καὶ λεγούσης, Οὐ γὰρ ταῦτα μετὰ τριακοσίων ἤκουσας; Ποίων, ἔφη, τριακοσίων; Σοῦ βιαζομένης, ἐπλασάμην ἀποπειρώμενος. Οὗτος μὲν οὖν ἀσφαλῶς πάνυ καὶ μετ᾽ εὐλαβείας, ὥσπερ εἰς ἀγγεῖον σαθρὸν οὐκ οἶνον, οὐκ ἔλαιον, ἀλλ᾽ ὕδωρ ἐγχέας, ἐπείρασε τὴν γυναῖκα.

Rechts beymessen, auch äußerliche Gültigkeit zu verschaffen, und wir streben auch uns unsern Meinungen mit völliger Zuverlässigkeit zu überlassen, woran wir immer gehindert werden, so lange wir noch bey Andern einen Widerstreit mit denselben wahrnehmen.

Eben so geneigt sind wir, unsere Empfindungen Andern mitzutheilen. Die Wahrnehmung verschiedener oder entgegengesetzter Gefühle bewirkt in uns eine unangenehme Disharmonie, und stört uns in dem Genusse derselben; gleiche Gefühle aber heben und stärken sich wechselseitig. Ganz natürlich also, daß wir eine solche Gleichheit hervor zu bringen streben.

Ein froher Mensch befindet sich in der Gesellschaft von lauter Betrübten sehr übel, und er sucht entweder einen fröhlichern Zirkel auf oder giebt sich alle Mühe, seine Gesellschaft mit seiner Stimmung in Einklang zu bringen. Sympathie hat das anziehendeste Interesse für den Menschen; und es muß überaus angenehm für ihn seyn, eine solche Sympathie zu bewirken.

Wir finden endlich durch die Mittheilung unserer Gedanken Gelegenheit, unsere Kenntnisse, Fähigkeiten und

Vorzüge zu zeigen. Vom ersten bis zum geringsten Geiste ist wohl nicht ein einziger, der den Wunsch, bey Andern etwas zu gelten, nicht hegte. Die größten Männer verrichten ihre erstaunenswürdigen Thaten, erringen ihre seltenen Verdienste gewöhnlich aus keinem andern Bewegarunde, als um die Bewunderung der Mit- und Nachwelt zu erregen. Unsern Scharfsinn, unsern Witz, unsere Kenntnisse, unsere Klugheit, und alles, was wir Vorzügliches an uns haben, giebt das Gespräch uns Gelegenheit, Andern bemerkbar zu machen. Nichts ist daher wohl natürlicher, als daß dasselbe, da es so sehr dazu dienen kann, uns von unsrer vortheilhaften Seite zu zeigen, für uns überaus viel Reitz haben muß; und Menschen, die, wenns auf die That ankömmt, wenig leisten, bemühen sich deßhalb wenigstens hier zu glänzen. Es giebt Leute, mit denen wir nur zwey Stunden bekannt seyn dürfen, um von allen ihren Herrlichkeiten und Vorzügen, von allem, was sie, nach ihrer Meinung, je Löbliches oder Vorzügliches verrichteten, durch ihre fertige Zunge eine vollständige Schilderung zu haben. Manche drängen sich an jeden Fremden, um ihre Kenntnisse vor ihm zur Schau zu legen, und entblöden sich nicht, von allem mit der Miene eines gründlichen Kenners zu reden, ob sie gleich wenig oder nichts davon verstehen. Manche, die sich so gern das Ansehen von Wichtigkeit geben

möchten, ersinnen Lügen, und geben sie für wichtige Geheimnisse oder noch unbekannte Neuigkeiten aus, bloß um die Leute glauben zu machen, daß sie in genauen Verbindungen mit Großen stehen. Andere, die, ohne es zu seyn, doch gerne für gelehrt gelten wollen, kramen bey jeder schicklichen oder unschicklichen Gelegenheit Kunstwörter und lateinische Phrasen aus, die sie öfters nicht einmal verstehen. Wieder andere, die sich für witzig halten, machen über alles ihre abgeschmackten Anmerkungen, bringen überall ihre faden Witzeleyen an, und weil die Zuhörer bey ihren Einfällen lieber gähnen als lachen möchten, so belachen sie sie selbst für die ganze Gesellschaft. Noch eine andere Gattung von Menschen, die der Zufall einige Zeit in entfernte Länder führte, können nicht müde werden, von ihren dort bestandenen Abentheuern und von unzähligen daselbst gesehenen Kleinigkeiten zu erzählen; jeder unbedeutende Umstand führt sie darauf, jeder neue Bekannte muß sie, wo möglich, in der ersten Viertelstunde wissen, und wer sie schon tausendmal angehört hat, muß die Geduld haben, sie sich noch tausendmal von neuem wiederholen zu lassen.

Dieß sind freylich Karrikaturen, und der Mann von edler Bescheidenheit, oder von wirklich großem Geist, von überwiegenden Verdiensten und Vorzügen, und von erhabenem Sinn ist zu groß,

um sich zu solchen kleinlichen Prahlereyen zu erniedrigen, und seine vortrefflichen Eigenschaften auf eine lästige und lächerliche Art zur Schau zu legen. Wenn er seine Talente, seine Kenntnisse und Vorzüge zeigen soll, da muß die Gelegenheit derselben vollkommen würdig seyn; und er zeigt sie selten oder nie bloß um sie zu zeigen. Aber darum ist es ihm keinesweges eine ganz gleichgültige Sache, Beyfall und Bewunderung zu erwecken; sein Gefühl ist nur zu fein und zu edel, um sie auf eine verächtliche und lächerliche Weise zu suchen, und um mit jedem Weihrauch zufrieden zu seyn.

Auch das Empfangen der Gedanken und Empfindungen Anderer gewährt uns einen mannichfaltigen Genuß.

Es hat für den Menschen überaus viel Reitz, Dinge, die ihm unbekannt sind, kennen, und andere, von denen er nur dunkle, oder auch falsche Begriffe hat, deutlicher und richtiger einsehen zu lernen. Dieß gilt besonders von solchen, die entweder schon vermöge ihrer Natur ein allgemeines Interesse haben, oder es doch durch gewisse Beziehungen auf unsere besondern Umstände und Beschaffenheiten erhalten. Von vielen derselben können wir uns nun zwar auch in der Einsamkeit, theils durch eigenes Nachdenken, theils aus Bü-

chern eine hinlängliche Kenntniß verschaffen; viele aber können nur auf dem Wege der mündlichen Belehrung ein Theil unserer Erkenntnisse werden. Wie kann also das gesellschaftliche Gespräch, das uns dazu die erwünschte Gelegenheit schafft, für uns anders, als angenehm, seyn? zumal da aller mündliche Unterricht, besonders beym wechselseitigen Mittheilen und Empfangen der Ideen, mit weit mehr Anschaulichkeit und Leichtigkeit verknüpfet ist, als der schriftliche. Doch davon ist schon weiter oben gesprochen worden.

Nichts interessirt uns ferner mehr, als die Betrachtung der Handlungen, Lagen und Schicksale anderer Menschen. Die Eigenliebe findet hier ihren eigentlichen Wirkungskreis. Handelten die Menschen, von welchen die Rede ist, schlecht, so schmeichelt es uns besser zu seyn, als sie, oder in ihnen wenigstens unsers Gleichen zu finden; handelten sie aber gut, so wird entweder das auch im Bösewicht noch thätige Gefühl des Wohlgefallens an guten und schönen Handlungen in Bewegung gesetzt, oder wir freuen uns, ohne uns dessen deutlich bewußt zu seyn, des Vortheils, der uns in Verbindung mit solchen Menschen zufließen würde. Befinden sie sich wohl, so gehen alle die angenehmen Empfindungen, die ihr ihnen lächelndes Geschick zu ihrem Erbtheil machte, vor unserer Einbil-

dungskraft vorüber, und wir sonnen uns, wenn wir selbst nicht glücklich sind, im fremden Sonnenschein, oder wir sehen unser eigenes Glück, wenn es dem ihrigen gleicht, oder vielleicht noch übertrifft, in einem erhöheten Glanze; befinden sie sich übel, sind sie der bedaurenswürdige Gegenstand eines grausamen Verhängnisses, so sympathisiren wir, wenn ein gleiches trauriges Loos uns traf, mit unsern Unglücksgefährten, oder wir jauchzen hoch im heimlichen Taumel unsers bessern Schicksals, und weihen, wenn wir gutmüthig sind, unsern unglücklichen Brüdern eine wehmüthige, aber doch angenehme Thräne, oder wenn diese nicht sichtbar werden soll, Empfindung des Mitleids. Ihre klugen Handlungen erfreuen uns, und ihre Thorheiten machen uns zu lachen. All diesen Genuß gewähren uns unsre Gesellschafter, indem sie entweder sich selbst, oder Andere zum Gegenstand ihrer Erzählungen machen.

Durch das Empfangen der Gedanken und Empfindungen Anderer werden wir auch Mitgenossen derselben, und so wie wir durch Mittheilung auf Andere wirken, so wird durch das Empfangen von Andern auch auf uns gewirkt. Ein Mensch, der uns die Reitze einer schönen Naturscene, oder die Schönheiten eines vortrefflichen Kunstwerks, oder die Umstände und Schrecknisse einer Schlacht, oder

den erschütternden Zustand einer armen, kranken, verlassenen und gedrückten Familie, oder das Aufbrausen wüthender Leidenschaften, oder das sanfte Wehen reiner, gemäßigter, unschuldiger Gemüthsbewegungen, oder seine Gefühle, die z. B. bey der Betrachtung der ehrwürdigen Ueberreste des römischen Alterthums zu Pompeji und Herculaneum der Zauber der Einbildungskraft in seiner Seele weckte, schildert, regt in uns alle die Empfindungen auf, die bey ihm selbst den Pinsel zu seinem Gemählde führen, und verschafft uns fast den nämlichen Genuß, dessen er selbst bey der wirklichen Wahrnehmung und Beschauung jener Gegenstände theilhaftig ward. Auch ist ein einziger Mensch nicht selten fähig, durch seine muntern Einfälle, durch seinen lachenden und treffenden Witz, durch die Menge von angenehmen Ideen, die er wie aus einer unerschöpflichen Quelle herbey führt, und dem gemeinschaftlichen Genuß darbietet, eine ganze Gesellschaft zur Freude zu stimmen.

Endlich giebt uns auch die Wahrnehmung vorzüglicher oder seltner Fähigkeiten, Geschicklichkeiten und Einsichten kein geringes Vergnügen, und indem der Besitzer dieser Vorzüge sich des Opfers freut, das unsere Bewunderung ihm ist, so ist es uns nicht minder angenehm, ihm dieses Opfer zu bringen. Der Anblick von Ueberfluß, Größe, Kraft,

und von allem, was im Verhältniß mit vielem andern das Ueberwiegende und Vorzüglichere ist, hat selbst in Ansehung vernunftloser Thiere, und der ganzen übrigen leblosen Natur sehr viel Anziehendes für unser Gefühl, so wie dasselbe von den entgegengesetzten Eigenschaften gewissermaßen beleidiget wird. Noch viel mehr gilt dieses in Beziehung auf den Menschen, der schon durch die nahe Verwandtschaft, in welche die Natur uns mit ihm gesetzt, in allem andern vorzügliches Interesse für uns hat. Schon bey Lesung einer guten Schrift nehmen wir die Erfindungskraft, die der Verfasser in seinem Stoffe zeigt, die schöne lichtvolle Ordnung, nach welcher er die einzelnen Theile bis in ihre äußersten Glieder zu einem übereinstimmenden wohlgerathenen Ganzen zusammenfügt, die Fülle von Gedanken, die einander heben und erhellen, den Scharfsinn, mit welchem er das Wahre von dem Falschen scheidet, und die Begriffe in ihrer größten Bestimmtheit und Deutlichkeit zeigt, die Konsequenz im Schließen, den Tiefsinn, mit welchem er aus den verborgensten Quellen Wahrheiten zu schöpfen, und die Leichtigkeit, den nüchternen treffenden Witz, und die Gabe, mit welcher er das alles in einem gefälligen anziehenden Vortrage darzustellen weiß, mit lebhaftem Vergnügen wahr. In einem noch höhern Grade findet dieses bey dem mündlichen Vortrage im Gespräche statt,

da alles, was wir hören, von einem lebhafteren Eindrucke begleitet ist, als was wir lesen. Wer hört nicht mit den angenehmsten Empfindungen einen Mann, der seinen Gegenstand, von dem er spricht, durchschaut, mit Leichtigkeit alle die Ideen, die Bestimmungen und Umstände hinstellt, die zur Erkenntniß und Beurtheilung desselben gehören, mit einleuchtender Klarheit und mit unwiderstehlichen Waffen des Scharfsinns und Witzes die dagegen sich erhebenden Zweifel und Einwürfe zurück weiset, und alle seine Gedanken in deutlichen, bestimmten, wohlgeordneten und von passenden Nebenideen umschwebten Ausdrücken vorträgt, kurz, in dessen Rede Wahrheit, Ordnung, Licht und Schönheit sich im schwesterlichen Bunde zeigen? Unterhält man sich nicht mit Vergnügen selbst mit ungebildeten Menschen, die über in ihrer Sphäre liegende gemeine Dinge mit Gründlichkeit und Einsicht reden? Woher entstünde auch die gespannte Aufmerksamkeit, die oft feyerliche allgemeine Stille, die sich bey der Rede eines Menschen von Einsicht, Verstand und Witze zeigt, wenn die Wahrnehmung dieser seiner Vorzüge nicht ein so einnehmendes Vergnügen schaffte *)?

P 2

---

*) Der Stoff allein, so interessant er auch seyn mag, kann dieses nicht bewirken. Denn ein Mensch, der uns

Außer allen den bereits angeführten, hat das gesellschaftliche Gespräch noch andre Vortheile und Reitze, die die vereinte Wirkung des Mittheilens und Empfangens der Gedanken und Empfindungen sind. Es ist fast keine Kraft und kein Gefühl unsers Gemüths, das im Gespräch nicht in Bewegung gesetzt würde, weil in demselben Gegenstände und Veranlassungen aller Art, die dieß bewirken können, dargeboten werden.

Die Seele ist dabey in einer beständigen angenehmen Thätigkeit. Es herrscht im Gespräch ein steter und schneller Wechsel der Gedanken und Gegenstände. Wer sich das Vergnügen gemacht hat, den Gang der Gespräche zu beobachten, wird diese Bemerkung immer bestätigt gefunden haben. Die Einbildungskraft findet da ihren vollen Wirkungskreis, und da sie gewöhnlich den Gang der Gespräche bestimmt, so kömmt dieser auch mit ihrer Art zu wirken überein; die Vorstellungen wecken sich nach dem Gesetz ihrer Vergesellschaftung. Verfolgt man die Gegenstände des Gesprächs von dem Anfang einer Stunde, oder eines gewissen be-

---

einen sehr interessanten Stoff schlecht vorträgt, verursacht uns eher Ekel und lange Weile, als daß er uns angenehm unterhält, und unsre Aufmerksamkeit fesselt.

stimmten Zeitraums bis zum Ende desselben, so haben sie oft gar keine Aehnlichkeit mehr; und doch ist man auf eine sehr natürliche Weise bloß durch das Gesetz der Verwandtschaft der Vorstellungen allmählig von dem ersten auf den letzten übergegangen. Dadurch gleitet nun der Geist auf eine ihm natürliche und darum leichte Weise von einem Gegenstande zum andern, ohne daß ein ewiges Einerley ihm Ekel erwecke, oder eine lange daurende heftige Anstrengung ihn allzusehr ermüde.

Das Gespräch bringt auch nicht selten einen Wettstreit hervor. Man ist nicht einerley Meinung über die Bestimmungen und Beschaffenheiten eines Gegenstandes. Jeder setzt nun sein Gedächtniß, seine Einbildungskraft, seinen Witz, seinen Scharfsinn, seine Vernunft in Thätigkeit; jeder greift die Sache von einer besondern Seite an, um seiner Meinung den Sieg zu verschaffen. Das giebt nun nicht allein Gelegenheit, alle genannten Vermögen, die sich dabey in ihrer ganzen Stärke zeigen, zu bewundern, sondern wir finden, wie bey jedem andern Wettstreit, auch reichliche Nahrung für unsern Trieb der Neubegierde, die nach des Streits Entwickelung begierig ist.

Das gesellschaftliche Gespräch giebt überhaupt, wie jedes andere Vergnügen, auch den Vortheil,

daß es uns zerstreut, d. h. von denen Gegenständen, die in der Einsamkeit unser Nachdenken festhalten, und entweder die Kräfte unsers Geistes und mittelbar auch unsers Körpers durch eine ununterbrochene Anstrengung zu sehr ermüden und abspannen, oder Schwermüthigkeit und üble Laune erzeugen, entfernt, und auf andere weniger, oder doch nur kurze Zeit anstrengende, oder belustigende führt, und, indem es so unsern Kräften Erholung und unserm Gemüthe Heiterkeit verschafft, uns aufgelegter und fähiger macht, unsere ernsthaften Arbeiten von neuem zu beginnen.

Endlich ist die Summe der Gedanken und Empfindungen Mehrerer ganz natürlich bey weitem größer, als die Summe derer eines Einzelnen. Da nun durch das Gespräch jene größere Summe der Gedanken und Empfindungen, so bald er will, der Antheil jedes Einzelnen wird, so folgt, daß auch sein Genuß in demselben Verhältniß erhöhet werden muß.

Dieß sey genug, um die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Gesprächs ins Licht zu setzen. Es leuchtet übrigens von selbst ein, daß das Gespräch in demselben Verhältniß unterhaltend und interessant, das daraus entspringende Vergnügen erhaben oder niedrig, edel oder unedel seyn müsse, in

welchem die Personen, welche es führen, mehr oder weniger Kenntnisse und schicklichen Stoff, mehr oder weniger Fähigkeiten und Vorzüge, Scharfsinn und Witz besitzen, und in welchem der Gegenstand desselben erhaben oder niedrig, edel oder unedel ist. Gespräche, die nichts als das Wetter, oder die elenden Stadtmährchen des Tages, oder die häufig bloß von der fruchtbaren Verläumdung ausgebrüteten Schandthaten des Nebenmenschen, oder andere dergleichen Dinge zum Gegenstande haben, sind unedel, niedrig, und zum Theil schändlich und unerlaubt, und eben so auch das Vergnügen, welches gewisse Menschen daran finden. Eben so niedrig und unmoralisch sind auch Gespräche, die darauf ausgehen, was ehrwürdig und wichtig ist, herab zu setzen, zu verdrehen und lächerlich zu machen, den guten und feinen Sitten Hohn zu sprechen, niedrige und gefährliche Begierden und Leidenschaften zu entzünden, und überhaupt den Sinn fürs Gute, Edle, Schöne und Wohlanständige zu beleidigen oder zu verderben. — Es giebt auch nicht wenig Menschen, deren Kenntnisse sich nicht weit über die Grenzen der gemeinsten und alltäglichsten Dinge in ihrem Stande und Geschäften erstrecken, die überall wenig denken, aber immer gerne sehr viel reden. Diesen ist es nur darum zu thun, Worte zu machen, und den Vorrath ihrer armseligen Gedanken, gleich einem

Uhrwerk, einmal ablaufen zu lassen, oder, wie das Kind seine Rechen-Pfennige, herzuzählen. Sie gehen daher von einem nichts bedeutenden und langweiligen Gegenstande zum andern, zerlegen ihn in seine kleinsten Bestandtheile, und enden nicht eher, bis sie ihn bis auf sein Gerippe anatomirt haben, scheuen sich auch nicht, diese ekelhafte Operation bey jeder Veranlassung an dem nämlichen Gegenstande immer wieder von neuem vorzunehmen. Solche Gespräche sind offenbar unfähig, den Geist zu heben, ihn würdig zu beschäftigen, ein edles oder lebhaftes Gefühl zu erwecken, oder irgend einen Menschen zu interessiren, der denkt, und einigen Sinn für etwas Wichtigeres hat.

Uebrigens ist das Gespräch wohl die vorzüglichste Art der gesellschaftlichen Vergnügungen. Es läßt sich am leichtesten, ohne alle Umstände und Vorbereitungen veranstalten; aber was unendlich wichtiger ist, es ist gemacht, indem es das mannichfaltigste, lebhafteste und edelste Vergnügen gewährt, zugleich das Herz zu veredlen, den Verstand zu bilden, und ihn mit den nützlichsten Kenntnissen zu bereichern, worin ihm keine der übrigen gleich kommt.

Nach demselben behauptet unstreitig die Musik den Rang. Sie vermag jede Art von Gefühlen

auszudrücken, und nichts besitzt mehr Kraft, Gefühle aller Art in dem Zuhörer hervor zu bringen. Sind wir selbst ausübende Personen dabey, so vereinigt sich mit dem süßesten Genuß zugleich der Vortheil, unsre künstliche Fertigkeit zu üben und weiter auszubilden, so wie auch Lob, Bewunderung und Dank der Zuhörer einzuerndten. Ein jeder kennt die Zaubergewalt dieser himmlischen Kunst aus eigener Erfahrung, und sie ist schon längst durch sie selbst — in dem bekannten vortrefflichen Stück, das Lob der Musik — so überzeugend dargestellt, daß es verwegen wäre, sie noch mit trocknen Worten schildern zu wollen.

Zu den gesellschaftlichen Vergnügungen gehört nun noch das Spiel. Es giebt unzählige Arten desselben, und sie lassen sich bis ins Unendliche vervielfältigen. Bey allen aber kömmt es im Allgemeinen darauf an, nach gewissen festgesetzten Regeln gewisse Wirkungen hervor zu bringen. Sie erfordern also, je nach dem dieselben durch den Verstand oder durch den Körper ausübbar sind, entweder Ueberlegung, um Ursache und Wirkung gegen einander abzumessen, den Zusammenhang derselben zu übersehen, den Erfolg darnach zu bestimmen, und nach allem diesem seine Maßregeln zu nehmen; oder Fertigkeit und Gewandtheit des Körpers und gewisser Gliedmaßen. Der erste Vortheil, den sie gewähren

ist also: Uebung gewisser Kräfte des Geistes oder des Körpers. Wird aber einerley Art von Spiel von uns sehr häufig getrieben, und gelangen wir daher in demselben bis zu demjenigen Grad von Fertigkeit, daß wir die Mitspielenden übertreffen, oder ihnen doch nicht nachstehen; so ist der dadurch zu erlangende Zuwachs unserer Geisteskräfte sehr unbeträchtlich, die Beschäftigung des Geistes wird Maschinenwerk, und sie ist überhaupt der Natur der Sache nach sehr einseitig. Der Zufall führt zwar mancherley Fälle und Abwechselungen herbey, welche eine neue Ueberlegung nöthig machen; aber gewöhnlich übersteigen sie doch nicht eine gewisse Zahl, so daß sie dem Spieler fast alle geläufig werden.

Der Gewinn davon für unsern Geist ist auch bloß formell; es ist bloß Uebung gewisser Kräfte, ohne daß wir dadurch einen Stoff erhalten, den wir zu höhern und nützlichen Zwecken des Lebens brauchen können. Dieses alles ist wohl der Grund, warum große Spieler oft oder gewöhnlich nichts weniger, als große Geister, so wie diese gewöhnlich nichts weniger, als große Spieler sind. Für einen Mann von großem Geist ist der Stoff, den das Spiel ihm giebt, besonders auf die Dauer, zu gering, zu wenig reell; und wenn er daher lange dabey aushält, oder es häufig wiederholen soll, so

muß Gewinnsucht oder irgend eine andere Triebfeder ihm Reitz dazu geben. Für kleine arme Geister hingegen scheint das Spiel wie gemacht. Diese mechanische Beschäftigung schafft ihrem Triebe nach Unterhaltung Befriedigung, ohne ihnen eine ihre Kräfte übersteigende Anstrengung abzunöthigen. Dieß würde nun freylich für alle die Gesellschaften, die nicht geschwind genug zum Spieltisch kommen können, eine vielleicht nicht sehr willkommene Folgerung geben. Allein es giebt ja sehr verschiedene Ursachen, die dennoch oft einerley Wirkung hervor bringen. Kann man sich nicht z. B. bloß zu dem Zweck versammeln, um sich von wichtigen und ermüdenden Arbeiten zu erholen? Und muß da nicht gerade dasjenige Vergnügen das willkommenste seyn, welches die wenigste Anstrengung fordert?

Der zweyte Vortheil des Spiels ist das Vergnügen, welches für den Theilnehmer aus dem Bewußtseyn der Geschicklichkeit entspringt, mit welcher er die ihm gegebenen Vortheile und die Fehler der Mitspieler benutzt, und den Ausgang des Spiels entscheidet. Freylich verursacht es ihm im entgegengesetzten Falle auch Verdruß; allein da er hier seinen Trost immer darin findet, daß er sich auf den unglücklichen Zufall, den doch niemand in seiner Gewalt hat, beruft, und sich und Andern die Klug-

heit seiner Maßregeln, die bloß das Unglück zu Schanden machte, ins Licht setzt; da die Vortheile doch auch gewöhnlich wechseln, und die Hoffnung, wenn wir den Kürzern ziehen, uns immer auf eine glücklichere Zukunft verweiset: so ist die Summe der angenehmen Empfindungen im Ganzen doch gewöhnlich im Uebergewicht, gegen die Summe der unangenehmen.

Der dritte und stärkste Reitz aller Spiele für den Teilnehmer so wohl (von dem Gewinn von Geld weiter unten) als auch vorzüglich für den Zuschauer ist die Beschäftigung und Befriedigung der Neubegierde. Es liegt in der Natur aller Spiele, diese hauptsächlich in Thätigkeit zu setzen, weil sie, wie gesagt, alle darin überein kommen, nach gewissen bestimmten Regeln gewisse Wirkungen hervor zu bringen. Je verwickelter daher das Spiel, je weniger der Ausgang desselben vorher zu sehen ist, je mehr und stärkere Leidenschaften dabey in Bewegung gesetzt werden, je mehr man dabey interessirt ist, je mehr von der Entscheidung desselben für unsre Vortheile und Wünsche oder für die Vortheile und Wünsche Anderer abhängt, desto begieriger sehen wir auch seiner Entscheidung entgegen. Aus diesen Ursachen läßt sich auch am meisten das Interesse der Schauspiele, vornehmlich wohlgerathener Trauerspiele, das Interesse der Wettrennen

zu Pferde und der unbedeutenden Hahnen=Gefechte in England, bey welchen aber große Wetten angestellt werden, selbst das grausame Interesse der barbarischen spanischen Stiergefechte, und der unmenschlichen ehemaligen Schauspiele auf dem St. Morcusplatze zu Venedig, so wie derer zu Warschau und Wien, und das Interesse aller schrecklichen Begebenheiten in der Natur und im Menschenleben überhaupt erklären.

Alle Spiele, wenn sie uns anders interessiren, haben endlich überhaupt auch noch den Vortheil, daß sie uns zerstreuen.

Uebrigens richtet sich ihr Werth nach ihrer größern oder mindern Fähigkeit, den Geist zu beschäftigen und zu üben, und dem Herzen ein edles und lebhaftes Vergnügen zu verschaffen.

Unmoralisch, und nach richtigen Grundsätzen betrachtet, unerlaubt, und höchst thöricht zugleich sind durchaus die so genannten Hazardspiele, wo, wenn es noch ehrlich dabey zugeht, bloß der blinde Zufall entscheidet, ob man in einem Augenblicke eine große Summe gewinnen oder verlieren soll, oder bey welchen überhaupt große Summen aufs Spiel gesetzt werden.

Wer eine solche Summe den ungetreuen Händen des blinden Ungefährs vertraut, ist ihrer zu seinen Bedürfnissen entweder benöthigt oder nicht.

Im ersten Falle leidet er für einen elenden unruhvollen Augenblick an nothwendigen Bedürfnissen einen Mangel, welchem abzuhelfen er vorher alle seine Kräfte anstrengte. Hat er Weib und Kinder, oder steht er in Verbindung mit andern Menschen, die die Befriedigung ihrer Bedürfnisse von ihm erwarten: so werden auch diese mit ihm dem Mangel und dem Elend Preis gegeben. Der Schuldenlast, die er muthwillig dadurch sich auf den Nacken wälzt, der grenzenlosen Unordnung in seiner Oekonomie, der Verachtung und Schande, die ihm drohet, der Verzweiflung endlich, *die* nicht selten auf ihn wartet, und aller äußerst traurigen Folgen, die so oft aus solchen Spielen entspringen, will ich nicht einmal erwähnen. Wiegt er nun alle die Mühe, all den Verdruß, all den Kummer, und alle die unangenehmen Empfindungen, die ihm die Erwerbung und der Verlust der so unbesonnen verschläuderten Summe kosten, gegen das kurz daurende elende Vergnügen, oder vielmehr gegen die dabey ertragene Unruhe ab, welcher Gewinn bleibt ihm dann? Muß er sich nicht, wenn er dieses überlegt, als den bedaurenswürdigsten Thoren betrachten? — Zwar, er konnte auch

gewinnen, und dieß ist die Ausrede aller dieser Unbesonnenen: aber ist, nach einem alten Sprichwort, ein Sperling in der Hand nicht besser, als ein Storch auf dem Dache? Lusori fata resistunt. Certa amittimus, dum incerta petimus. Und können wir es wohl vor dem Richterstuhl der Vernunft und der Klugheit verantworten, wenn wir uns gegen die unsicherste aller Hoffnungen der Gefahr aussetzen, uns und Andere den Klauen des Mangels und des Elends zu überliefern?

Im zweyten Falle ist sein Wohlstand für den Augenblick zwar nicht in Gefahr: aber kann er es nicht für die Zukunft seyn? Was wird leichter zur Leidenschaft, als das Spiel? Wie Wenigen aber lächelt dabey das Glück? Oder ist es etwa unerhört, daß Menschen von den unabhängigsten, beneidenswürdigsten und glänzendsten Glücksumständen durch die hülfreiche Hand des Spiels in die bedrängteste mißlichste Lage geriethen, oder gar mit Schmach und Elend endeten? Aber wenn auch dieser schlimme Fall, vor dem doch keiner sicher ist, nicht eintritt, können die Summen, die man im Spiel verliert, nicht zu weisern, nützlichen, und in jeder Rücksicht wohlthätigen Zwecken verwendet werden? O wie viel giebt es unter den Menschen des Elends, das Hülfe, der Mängel, die Verbesserung bedürfen, und die Unterstützung des Reichen

in Anspruch nehmen! Während der reiche Verschwender Tausende auf einem Kartenblatte verschläudert, ringt eine unglückliche Mutter oder ein unglücklicher Vater mit der Verzweiflung, weil er bey all seinem Schweiß und bey aller seiner Mühe sich doch nicht in dem Stande sieht, seine Blöße zu decken, und den Hunger seiner zahlreichen Familie zu stillen; wird ein rechtschaffener Bürger in einen abscheulichen Kerker geschleppt, weil es ihm unmöglich ist, seinem habsüchtigen begünstigten Gegner seine durch einen richterlichen Ausspruch bestätigten ungerechten Forderungen, undl der ihn zu Grunde richtenden Gerechtigkeit ihre Gebühren zu bezahlen; wird ein sonst edelmüthiger aber unglücklicher Jüngling zum Diebe oder Räuber, weil die äußerste Noth ihm keinen andern Ausweg *zeigt*, um sich und seine kraft- und hülflosen Eltern vom Hunger zu retten; entfährt einem nothleidenden Kranken der letzte Hauch seines kümmerlichen Lebens, weil er und die Seinigen entblößt von allen Mitteln sind, um die Arzeneyen und Bemühungen eines Arztes zu erkaufen; wird ein unglückliches verführtes Mädchen die Mörderinn ihres Kindes, weil die Verzweiflung ihr jede Aussicht benimmt, sich und ihrem Kinde Unterhalt zu verschaffen. Wer das mannichfaltige Elend unter den Menschen, und die zahlreichen Uebel und Mängel, denen durch den Ueberfluß der Begüterten oft so leicht

abgeholfen werden könnte, mit einem denkenden Geiste und fühlenden Herzen betrachtet, und nun in eine Gesellschaft tritt, wo man Haufen Geldes blindlings und ohne allen eines gesunden Verstandes würdigen Zweck dem Zufall opfert, muß der nicht zweifelhaft werden, ob er sich unter Wesen von Gefühl und Vernunft befindet? Muß ein Mensch, der so unbesonnen seinen Ueberfluß von sich wirft, sich nicht selbst ein Gegenstand der Verachtung werden, wenn er bedenkt, wie manche Thräne er dadurch hätte trocknen, wie manchen Kummer stillen, wie manches verzweifelte Herz mit Freude beleben, kurz, wie vieles Gute er damit hätte stiften, und sich zum achtungswürdigen Beförderer des Wohls der Menschheit machen können? Und was ist es denn, das er für all sein auf diese Art verschwendetes Geld gewinnt? Gewöhnlich nichts, als Unruhe und Verdruß. Denn was anders als dieses ist beym Verlust sein Theil, wenn er um zu gewinnen spielt? Oder wenn Gewinn nicht seine Absicht wäre, was hätte dann das hohe Spiel für Reitz für ihn? Leistete das niedrigste in diesem Fall ihm nicht dieselben Dienste? Und hieße es nicht die Unbesonnenheit auf ihren höchsten Gipfel getrieben, wenn er den Hülfsbedürftigen und der Beförderung des Guten Summen entzöge, für die er nicht einmal seinen egoistischen Hang nach Vergnügen zu befriedigen gedächte?

Was ist denn also der Ersatz, den das Spiel ihm dafür geben könnte, daß er sich der Ausübung der schönsten menschlichen Pflichten entzieht, und alle die einem edlen Herzen über alles werthen, daraus entspringenden Freuden entbehrt?

Gesetzt aber, daß das Glück auf seiner Seite, und daß er gewöhnlich der gewinnende Theil ist, — kann eine solche Art des Gelderwerbs wohl mit einem feinen und richtigen Gefühl von Ehre, und mit den reinen Grundsätzen der Sittlichkeit bestehen? Es ist wahr, man entwendet es dem Gegner nicht diebischer Weise; man nimmt es mit seiner Einwilligung, durch die Rechte eines Vertrags von ihm hin, man setzt eine gleiche Summe dagegen. Aber ist der Zustand eines solchen, der eine beträchtliche Summe im Spiele verlor, nicht dem Zustande desjenigen vollkommen gleich, dem eine solche von einem Diebe gestohlen wurde? Beyde haben nicht den geringsten Ersatz für das, was ihnen von ihrem Vermögen abgegangen ist; beyde sind über ihren Verlust voll Verdruß und Unzufriedenheit; beyde gehen viel für nichts verlustig, und zwar ohne es zu schenken. Eine in keiner Rücksicht zu billigende Unbesonnenheit, oder vielmehr Pflichtvergessenheit verleitete den erstern, sein verlornes Geld aufs Spiel zu setzen. Der Gewinner bereichert sich also jederzeit auf Kosten

der Unbesonnenheit und Pflichtvergessenheit eines Andern. In welchem Lichte muß folglich sein Gewinn ihm wohl erscheinen? Und wie muß ihm, wenn er Gefühl besitzt, nun erst zu Muthe werden, wenn er die Erfahrung macht, daß dieser Gewinn den, der verlor, und vielleicht noch eine Anzahl anderer Menschen, deren Schicksal mit dem seinigen verwebet ist, zu Grunde richtet?

Indeß bedarf es wohl kaum einer Erinnerung, daß hier der Begriff, den man mit einer großen Summe verbindet, sehr relativ ist, und sich immer nach eines jedweden Vermögensumständen richtet. Was für den Aermern eine große Summe ist, ist für den weit Reichern eine Kleinigkeit; und was dieser verlieren kann, ohne irgend einer Pflicht oder Regel der Klugheit zu nahe zu treten, darf jener nicht wagen, ohne sich gegen beyde gröblich zu versündigen. Es würde auch übertriebene Strenge seyn, zu verlangen, daß man von seinem Vermögen nicht einen geringen Theil für sein Vergnügen verwende, so bald es ohne Verletzung vernünftiger Grundsätze geschehen kann: aber der edelste Preis eines Spiels scheint mir doch der zu seyn, der bloß in der Ehre besteht, die der Geschicklichkeit und den überwiegenden Fähigkeiten des Siegers zu Theil wird.

Der Werth und Vorzug der Zwecke der Gesellschaft überhaupt richtet sich nach ihrer Fähigkeit, den Menschen zu vervollkommnen, und den höchsten Zweck desselben zu befördern, welches hier weiter aus einander zu setzen überflüssig seyn würde.

In welcher Gesellschaft können wir nun alle genannten und unter denselben vorzüglich die vornehmsten Zwecke der Gesellschaft anders, besser und vollkommener erreichen, als in der von solchen Menschen, die alle die Eigenschaften besitzen, welche sie, wie im vorigen Kapitel gezeigt worden, besitzen müssen, um eine gute Gesellschaft bilden zu können, kurz, denen der nach richtigen Grundsätzen der Vernunft bestimmte wahre menschliche Werth zukömmt? Mögen ihre natürlichen Kräfte und Anlagen seyn, wie und welche sie wollen, so haben sie dieselben alle zweckmäßig und mit gewissenhaftem Eifer ausgebildet. Sie sind im Besitz sowohl aller ihnen als Menschen und Bürgern nothwendigen, als mancherley nützlicher Nebenkenntnisse. In der Unterredung mit ihnen kann es uns also nie an Gelegenheit, unsere Kenntnisse zu erweitern, und an nützlichem und gutem Stoffe fehlen, unsern Geist zu nähren und zu unterhalten. Und je vorzüglicher von Natur die Kräfte ihres Geistes, und je wichtiger, vollkommener und ausgebreiteter also auch ihre Kennt-

nisse sind; desto mehr Vortheile können wir von ihnen natürlich auch für die Vervollkominnung und Unterhaltung unsers Geistes ziehen. Ihr Gespräch kann nie fade, abgeschmackt, niedrig, langweilig werden, weil es nie an guten Materien mangelt, weil ihr Verstand mit nichts als nützlichen Kenntnissen angefüllt ist, und weil sie für alles Andere keinen Sinn haben. Ihr Charakter ist durch reine Grundsätze gebildet; ihr ganzes Leben ist ein fortwährendes Bestreben, diese schönen Grundsätze in Ausübung zu bringen. Mithin finden wir unter ihnen die beste und wirksamste Gelegenheit, unsern eignen Charakter zu veredeln, unsre Fehler zu sehen, zu verachten, zu verbessern, und uns in jeder Tugend zu vervollkommnen und zu befestigen.

Wo sich ein so gut gebildeter Verstand, ein so veredelter Charakter, und ein so ernsthaftes Streben nach jeglicher Vervollkommnung findet, da können gute und feine Sitten nicht mangeln, da können verdorbene und abgeschmackte Sitten keinen Eingang finden. Ihre Gesellschaft ist also auch die beste Schule für unsre äußern Sitten.

Wer kann jedes zarten, unschuldigen, guten, edlen, schönen, erhabenen Gefühls fähiger, wer mehr dafür gestimmt seyn, als Menschen, die ih-

ren Geist nur immer mit Gegenständen des Nützlichen, Wahren und Schönen nährten, die jedes unlautre und niedrige Gefühl und Begierde zu verbannen oder einzuschränken, und alle entgegengesetzten in ihrer Brust zu pflegen und zu erhöhen strebten? Wie ist es also möglich, daß in ihrem Zirkel andere, als unschuldige, edle und frohe — denn wer hat wohl mehr Recht und Veranlassung froh zu seyn, als Menschen, die sich ihrer Güte und ihrer wahren menschlichen Würde lebhaft bewußt sind, und deren schöne Gefühle einander wechselseitig wecken und erhöhen? — Vergnügungen statt finden können?

In der Gesellschaft von solchen Menschen müssen wir, selbst ohne es zu wissen, ja ich möchte sagen, selbst ohne es zu wollen, gut und weise werden, und uns froh und glücklich fühlen. Auch alle bestimmte Vergnügungen abgerechnet, welch Vergnügen ist es nicht schon, sich unter Menschen zu wissen, aus deren, sey es auch eingeschränktem Wirkungskreise, sich Vortheil und Segen auf ihre Nebenmenschen verbreitet, die als Menschen denken, und sich als Menschen fühlen, die sich eifrig jeder guten That befleißigen, vor denen unser ganzes Herz sich ohne Rückhalt und Gefahr eröffnen darf, und von welchen wir nichts, als gütige Theilnahme, als freundlichen nützlichen Un-

terricht und unvermischtes Vergnügen erwarten dürfen?

Fragen wir, wo und in welchem Stande finden sich diese Menschen? so, glaube ich, muß die Antwort seyn: Kein Stand besitzt sie ausschließend; aber sie können und sollen sich in einem jeden finden, weil die Menschen aller Stände Verstand und Herzen haben, und werden, obgleich bis jetzt vielleicht nur selten, und mit einigen Einschränkungen, auch angetroffen.

Die vornehmste oder vorzüglichste Person in der Gesellschaft ist übrigens, allen in diesem Kapitel entwickelten Sätzen zufolge, die, welche die vorzüglichsten natürlichen, durch selbstthätige Uebung am eifrigsten und zweckmäßigsten entwickelten Anlagen besitzt, und zu den Zwecken der Gesellschaft anzuwenden weiß; oder, was eben so viel sagen will, der Rang der Mitglieder einer Gesellschaft unter einander verhält sich wie ihr nach richtigen Grundsätzen der Vernunft bestimmter, im vorigen Kapitel dargestellter, persönlicher Werth; und natürlich sollte und müßte diesem zufolge auch das Betragen der Mitglieder gegen einander, und der Vorzug, den sie sich vor einander einräumen, nach diesem Unterschied abgemessen werden. Freylich könnte nach diesem Grundsatz bisweilen der

Fall eintreten, daß der Secretair den Rang über den Minister erhielte. Allein alles, was sich hierbey zu tadeln fände, wäre nichts Anders, als daß nicht beyde auch im bürgerlichen Leben diese hier verwechselten Plätze behaupteten. Diese Schlußanmerkung mag indeß zum Beurtheilungsprincip der herrschenden Sitte dienen, nach welcher in unsern gewöhnlichen Gesellschaften der bürgerliche Rang auch den Vorzug der Personen in Gesellschaft bestimmt.

Viertes Kapitel.

Von der Wahl der Gesellschaft.

Es bleibt nun noch die Frage übrig: Was für Menschen haben wir zu unserer Gesellschaft, oder zu unserm Umgange zu wählen? Alle bisher angestellten Untersuchungen lassen über die Entscheidung dieser Frage im Allgemeinen keinen Zweifel übrig. Der Einfluß der Menschen, mit denen wir umgehen, ist außerordentlich groß auf uns, und aller Vortheil oder Nachtheil, der uns aus unserer Gesellschaft erwächst, hängt größtentheils von der Beschaffenheit der Personen ab, aus de-

nen diese Gesellschaft besteht. Nur von dem Umgange mit guten und würdigen Menschen können wir einen wohlthätigen Einfluß und die sichere Erreichung aller richtigen und erlaubten Zwecke der Gesellschaft erwarten. Wir müssen also auch nur solche zu unserer Gesellschaft wählen.

Es thun sich aber hierbey einige besondere Umstände hervor, die es genug seyn wird in der Kürze zu bestimmen, um der zu treffenden Wahl die gehörige Richtung zu geben. Zwey Bestimmungen sind es vorzüglich, auf die es hier ankommt, diese nämlich: Ob wir uns in einen nähern, vertrautern und daurenden, oder in einen entferntern, allgemeinern und leicht wieder aufzuhebenden Umgang mit gewissen Menschen einlassen wollen?

Im Umgange der erstern Art haben die Menschen bey weitem mehr Einfluß auf uns, als in dem der letztern. Wir lernen uns in jenem wechselseitig, nach allem, was uns eigen ist, und womit wir in Beziehung stehen, genauer kennen, als in diesem. Wir äußern da ohne alle Zurückhaltung unsere Grundsätze, theilen uns unsere Urtheile über einander selbst und über andere Menschen und Gegenstände, unsere Erfahrungen und unsere Kenntnisse mit uneingeschränkter Freymüthigkeit mit, las-

sen unsern Empfindungen freyen Spielraum, mit einem Worte, wir zeigen uns da, wie wir sind. Wir werden also im engern Umgange viel mehr von Andern annehmen, werden viel mehr von ihnen lernen, viel mehr Nutzen, aber unter gewissen Umständen auch viel mehr Schaden von ihnen zu erwarten haben, unsere Gefühle weit mehr mit den ihrigen verschwistern, und überhaupt ihren Zustand mehr zu dem unsrigen machen, als im weitern. Um nun von unsern Gesellschaftern nur verbessert, nicht verdorben zu werden, um recht viel Nützliches und Gutes von ihnen zu lernen, um von ihnen nicht Schaden, sondern nur (erlaubte) Vortheile zu ziehen, um in ihrer Gesellschaft das innigste und edelste Vergnügen zu genießen, ist es unumgänglich nöthig, daß wir nur gute und würdige Menschen zu unserm nähern und vertrautern Umgange wählen.

Bey dieser überaus wichtigen Wahl aber, von der in Hinsicht auf unser ganzes Thun und Handeln, in Hinsicht auf das Wohl und Wehe und auf den höchsten Zweck unsers Lebens so viel abhängt, haben wir die größte Behutsamkeit anzuwenden, und mancherley Rücksichten zu nehmen. Wir müssen uns daher vor allen Dingen bemühen, diejenigen Menschen, mit welchen wir uns in einen en-

gen und vertrauten Umgang einlassen wollen, so genau als möglich kennen zu lernen. Es kömmt dabey natürlich auf nichts weniger, als auf Geburt, auf Rang und Glücksumstände, und überhaupt auf alles dasjenige, was bloß das Werk des Zufalls ist, sondern lediglich auf diejenigen Eigenschaften an, die sie besitzen müssen, um gute und würdige Menschen zu seyn. Unter diesen ist der Charakter, oder die moralische Denk- und Handlungsart bey weitem die wichtigste, und zugleich bey vielen Menschen, besonders in den höhern Ständen, wo die unwürdige Verstellungskunst leider! zu einer so großen Vollkommenheit gediehen, wo so häufig der äußere Firniß der Sitten die schändlichsten Flecken verbirgt, und Unschuld und Redlichkeit lügt, wo es, um mit der Bibel zu reden, so viel übertünchte Grabmähler giebt, die am schwersten zu erkennende. Da ist also noch sehr wenig gewonnen, wenn wir bloß auf ihre Reden, die so oft der gerade Widerspruch ihrer innern Gesinnungen sind, merken, und aus diesen und überhaupt aus flüchtigen Beobachtungen ihre Grundsätze und Gesinnungen kennen lernen wollen.

Nein, in ihre Familien müssen wir sie verfolgen, ihre Art, sich gegen ihre Gatten, Eltern, Geschwister, Vertraute, Hausgenossen, und überhaupt ge-

gen Menschen von den mannichfaltigsten Verhältnissen zu betragen, müssen wir beobachten, den Zusammenhang ihrer Handlungen durch eine Reihe von Jahren müssen wir kennen lernen, und unsrer Prüfung unterwerfen: und wenn wir dann finden, daß ihre Handlungen ihren geäußerten Grundsätzen nicht widersprechen, daß in allen den mannichfaltigen Lagen und Verhältnissen ihres Lebens aus ihrem ganzen Thun und Lassen Redlichkeit und Güte, und ein ernstliches Bestreben, nach bestem Vermögen zu thun, was recht und gut ist, hervorleuchtet, dann erst können wir uns von der Güte ihres Charakters so versichert halten, als man es überhaupt von Menschen seyn kann. Außerdem aber werden wir tausendmal gegen einmal Gefahr laufen, anstatt einer Blume eine unter ihren Blättern versteckte Schlange zu ergreifen. Mancher erscheint in Gesellschaft als der gefälligste, liebreichste Mensch, und in seiner Familie ist er ein menschenfeindlicher Tyrann. Mancher giebt sich die Miene des redlichsten theilnehmendsten Freundes, und er ist der schändlichste Verräther seiner Freunde, wie seiner Feinde. Mancher heuchelt die seltenste Großmuth und Uneigennützigkeit, und wer ihn genauer kennen lernt, findet, daß er an Niederträchtigkeit und Selbstsucht nicht leicht von jemandem übertroffen wird.

Weit leichter ist es, die äußern Sitten, und die Kenntnisse und Fähigkeiten eines Menschen kennen zu lernen. Was die erstern betrifft, so ist es freylich auch nicht hinreichend, sie bloß in Gesellschaft und im öffentlichen Umgange zu beobachten. Vielen Menschen sind die feinen Sitten, eben so wie die Tugend, nichts weiter, als eine Maske, die sie öffentlich vornehmen, und zu Hause, und unter vertrauten Personen wieder ablegen. Die Beobachtung ihres häuslichen Lebens, und ihres Betragens gegen genaue Bekannte, kann uns also nur überzeugend belehren, ob feine Sitten bey ihnen Natur, oder bloß eine trügerische Schminke sind.

Was ihre Kenntnisse und Fähigkeiten anlangt, so sind die Wirkungen, die sie in ihren Geschäften und in ihrem thätigen Leben davon äußern, ohne Zweifel die sichersten Beweise davon. Ueber dieses lassen sich dieselben auch in der Unterredung mit ihnen erforschen, und durch die Urtheile bewährter und einsichtsvoller Richter erkennen.

Auf den glücklichen Fall, daß uns unter mehrern guten und würdigen Menschen die Wahl gelassen wäre, versteht es sich von selbst, daß wir zu unserm engern Umgange diejenigen vorziehen müssen, die in allen, oder doch in den vornehmsten Ei-

genschaften die übrigen übertreffen. Unter ihnen aber sind wieder diejenigen für einen jeden der vorzüglichste Gegenstand seiner Wahl, die in der Art der Berufskenntnisse und der Neigungen und Gefühle am meisten mit ihm überein stimmen; weil er von diesen für seine nothwendigen Kenntnisse, auf deren Erweiterung er doch immer vorzüglich bedacht seyn muß, den größten Vortheil erwarten, und mit ihnen am leichtesten sympathisiren kann. Ueberhaupt muß unsere Wahl sich hier genau an die in den vorhergegangenen Untersuchungen bestimmte Stufenfolge des Werthes der Menschen halten.

Unter allen hierzu gehörigen Eigenschaften aber darf es den Personen, deren näherm Umgange wir uns überlassen wollen, am allerwenigsten an guten und richtigen moralischen Grundsätzen, und an dem ernstlichen Bestreben, dieselben in ihren Handlungen auszuüben, mangeln; weil für unsern eigenen Charakter, für dessen Veredlung und Vervollkommnung wir doch vor allem bey weitem die größte Sorge tragen müssen, hiervon so außerordentlich viel abhängt. Sollten wir so unglücklich seyn, unter den uns umgebenden Menschen keine solchen finden zu können, die für einen engen, vertrauten und daurenden Umgang gemacht wären; so ist es nicht allein besser, sondern es ist sogar Pflicht, auf einen solchen Um-

gang mit den Lebenden gänzlich Verzicht zu thun, uns in die Einsamkeit zurück zu ziehen, und nur mit den Todten, die in Büchern fortleben, vertraute Bekanntschaft zu pflegen. Sie werden uns freylich das nicht seyn, was Lebende uns seyn können; aber sie werden uns immer belehren, trösten und erfreuen, und, wenn wir selbst nicht wollen, nie uns schaden und verderben *).

Wenn wir uns aber gleich der engern und vertrautern Gesellschaft mit Menschen, die nicht unter die Zahl der guten und würdigen gehören, enthalten müssen: so ist es darum doch weder möglich, noch nothwendig, noch klug, ihre Gesellschaft gänzlich zu meiden, und auch nicht einmal auf einen entfernten allgemeinen Fuß mit ihnen umzugehen. Es liegt selbst in der Natur der mei-

*) Wie wenig leider! die Menschen bey der Wahl ihrer vertrautesten Gesellschafter gewöhnlich auf diese Grundsätze Rücksicht nehmen, zugleich aber auch, welche unglückliche Folgen aus dieser Vernachlässigung derselben entspringen, das sieht man unter andern aus unzähligen Ehestiftungen. Wie in so vielen Dingen, so entscheidet auch hier gewöhnlich die leidige Konvenienz, und führt oft Menschen zusammen, die recht ausgesucht zu seyn scheinen, um einander zu verderben, und sich das Leben zur Pein zu machen.

sten Lebensarten und Beschäftigungen, daß sie uns mit mehr oder weniger Menschen zusammen bringen, und wir würden jene aufgeben müssen, wenn wir diese vermeiden wollten. Auch können wir in ihrem Umgange, und in der Gesellschaft von Menschen, die übrigens für eine nähere und vertrautere Bekanntschaft gar nicht geeignet sind, vielerley nothwendige und nützliche Kenntnisse, besonders Menschenkenntnisse einsammlen, uns zerstreuen, und mancherley eben so unschuldige als angenehme Vergnügungen genießen. Am nothwendigsten sind die Gesellschaften uns dann, wenn wir eines genauern persönlichen Umgangs mit den Wesen unserer Gattung entbehren müssen, und es ist also selbst Regel der Klugheit, sie nicht zu fliehen. Nur müssen wir uns ihrer mit weiser Vorsicht bedienen; müssen nie eine gewisse Grenzlinie der Annäherung überschreiten; nie ihre nicht ganz gleichgültigen Urtheile und Meinungen ohne die schärfste Prüfung annehmen, auf alle ihre Handlungen so wie auf uns selbst die strengste Aufmerksamkeit wenden, uns ihnen nie ganz anvertrauen, noch uns an dieselben gewöhnen. Sie dürfen nie uns an sich fesseln, dürfen nie uns so viel werden, daß sie unsern guten Eigenschaften und Grundsätzen gefährlich werden könnten. Mit einem Worte, wir müssen von ihnen jeden

möglichen erlaubten Vortheil zu ziehen, und vor jedem durch sie möglichen Nachtheil uns zu verwahren suchen. Worinne jene Vortheile bestehen, und wie man sich dieselben eigen machen müsse, darüber empfehle ich dem Leser in den hieher gehörigen bereits angeführten Werken der Herren von Knigge und Garve Belehrung zu suchen.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite 2 Zeile 7 statt: eigenthümlich, lies: eigentlich.
— 15 — 22 — oben, lies: eben.
— 17 — 9 — διδάξεας· ἦν, lies: διδάξεαι· ἦν.
— 21 — 25 — Fohte, lies: Fichte.
— 33 — 17 — Erinnerens, lies: Erinnerns.
— 40 — 25 — Kunst, lies: Lust.
— 43 — 12 — Hanthierung, lies: Handthierung.
— 56 — 1 — hervorstehende, lies: hervorstechende.
— 56 — 17 — Demokratien, lies: Demokratieen, und Aristokratien, lies: Aristokratieen.
— 58 — 13 — schwer, lies: schwerer.
— 59 — 5 — da, lies: der.
— 61 — 25 — unglücklicher, lies: ungleicher.
— 83 — 11 — günstig, lies: häufig.
— 85 — 27 — ihn helfen, lies: ihm helfen.
— 101 — 5 — Beförderer in einen, lies: Beförderin einer.

Seite 126 Zeile 22 statt: wahre Gute, lies: Wahre, Gute.

— 130 — 3 — verlorene, lies: verloren.

— 133 — 10 — Lesebibliotheken, lies: Leihbibliotheken.

— 135 — 17 — Bewunderung, lies: Beförderung.

— 137 — 27 — sit, lies: fit.

— 138 — 18 — Beruf, lies: Behuf.

— 146 — 18 — eingewehten, lies: eingeweihten.

— 158 — 19 — in äußern Sitten, lies: in ihren äußern Sitten.

— 159 — 27 — mechanischen Gewohnheiten, lies: mechanisch ihre Gewohnheiten.

— 165 — 4 — verwickelte uns, lies: verwickelte und.

— 169 — 20 — Leuten, lies: Leute.

— 172 — 13 — vorsteht, lies: versteht.

— 173 — 27 — können, lies: könne.

— 179 — 18 — jene, lies: jener.

— 183 — 2 sollte a) Theoretische u. s. w. zum Anfange der dritten Zeile stehn.

— 183 — 6 — jedem, lies: jeden.

— 204 — 13 — worden, lies: werden.

— 213 — 14 — richtigen, lies: wichtigen.

— 226 — 10 — in, lies: ein.

Die wenigen unbedeutenderen Druckfehler werden der eigenen Berichtigung des Lesers überlassen.

XX VIII.89

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gessner, Johann Anton Wilhelm, / Böttger, Johann Gottlieb, / Grieshammer, Georg August

Theorie der guten Gesellschaft

Leipzig 1798

Ph.pr. 508 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040623-6
VD18 10699163